

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unsere Toten

Ruge, Arnold

Leipzig, 1917

urn:nbn:de:bsz:31-39874

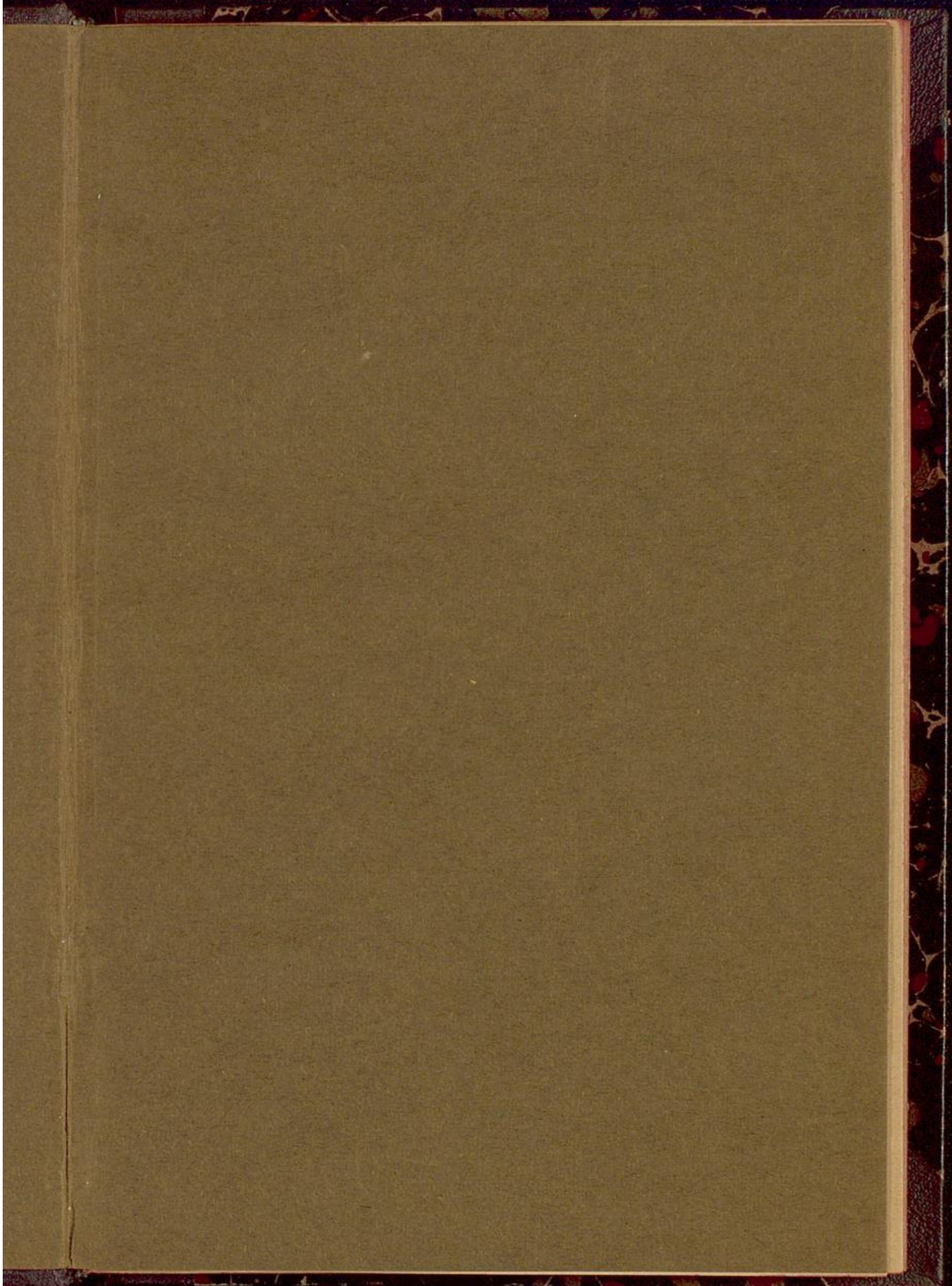
43

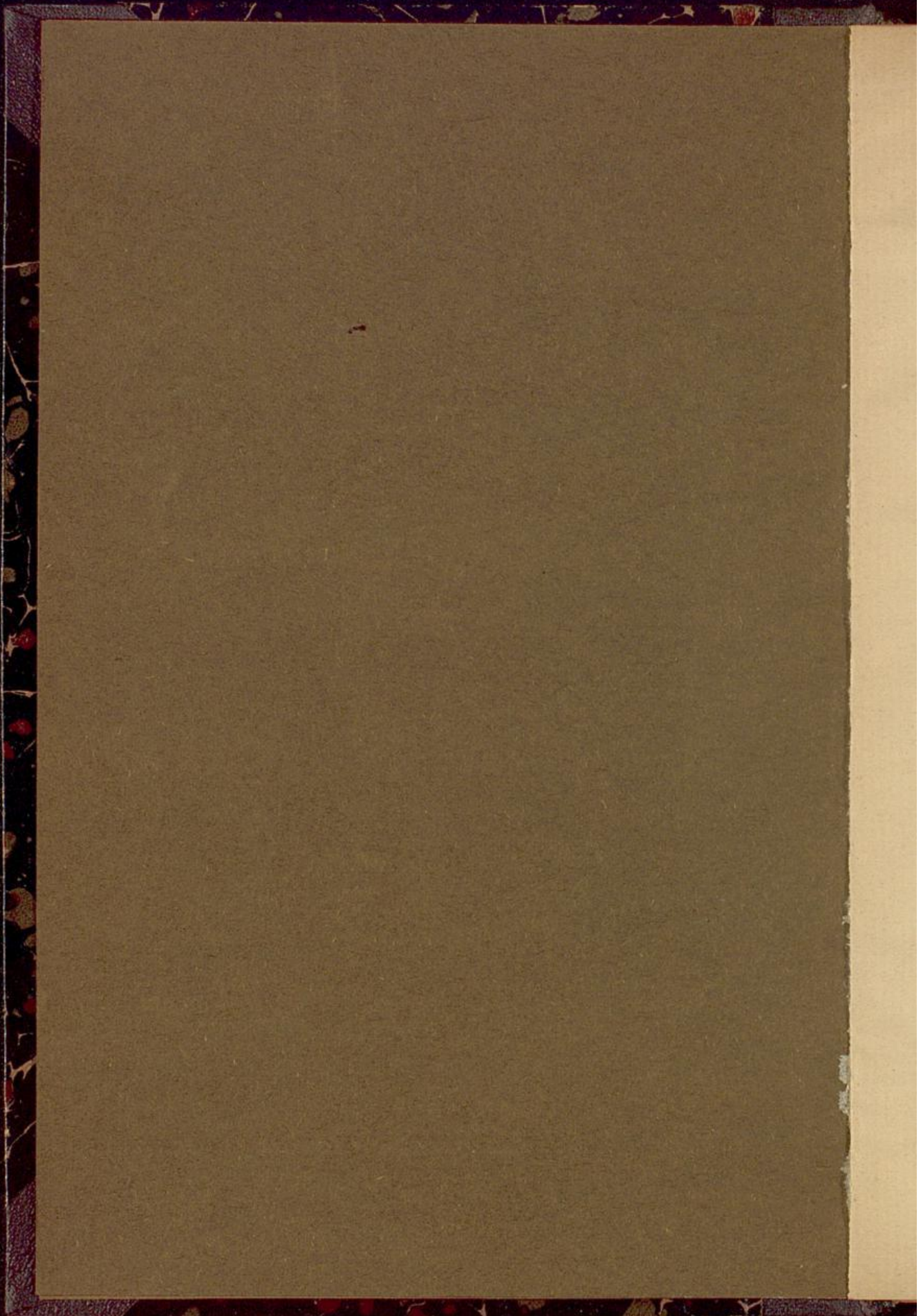
A 4831



43 A 4831



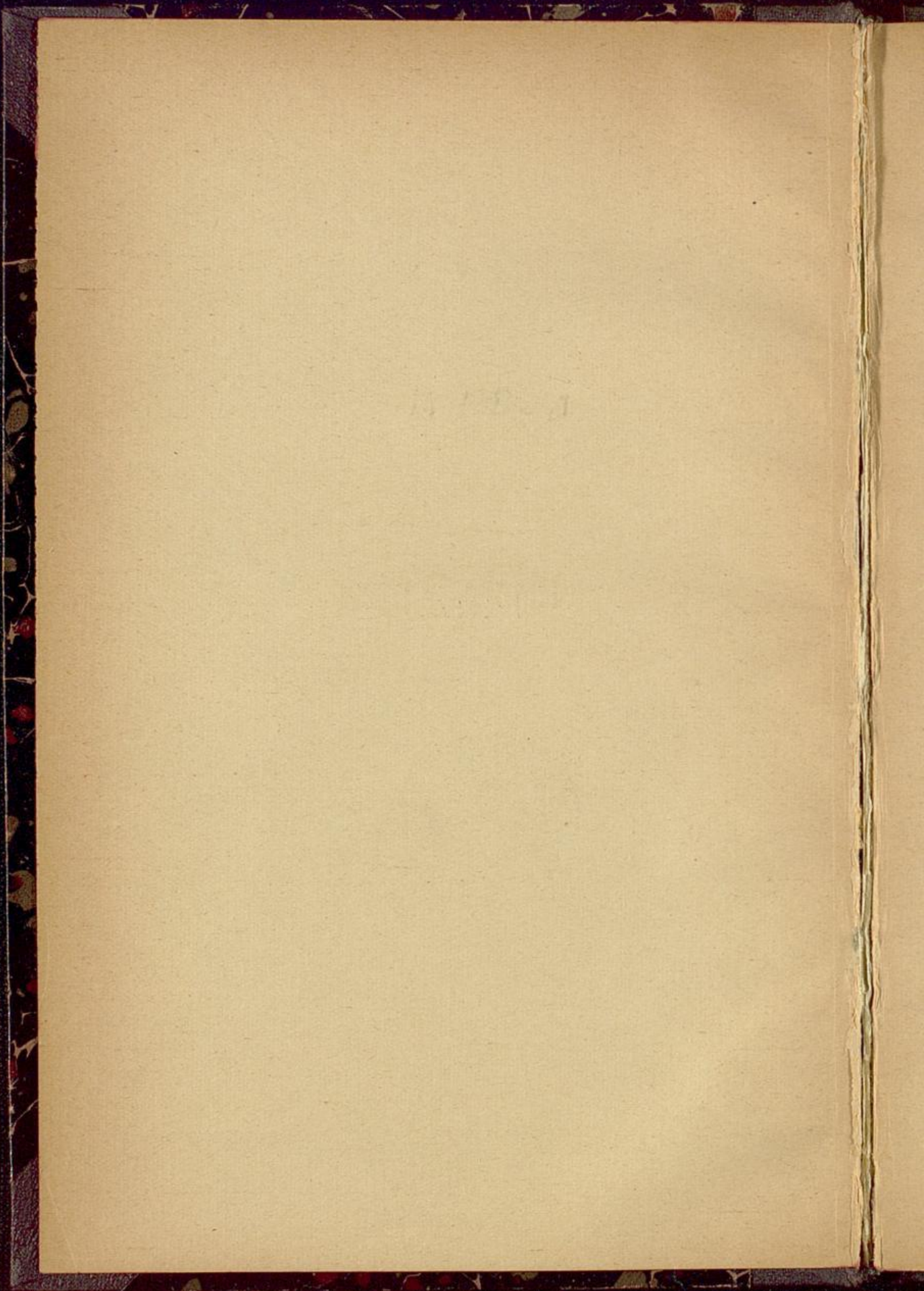




G 3463

Unsere Toten





Unsere Toten

Ein Ged- und Mahnruf an die Lebenden

von

Arnold Ruge

(Heidelberg)

Vortrag, gehalten in der „Erholung“ zu Lüdenscheid, in der
Providenzkirche zu Heidelberg und am 2. Vaterländischen
Volksabend in Karlsruhe



Leipzig
Theodor Weicher
1917

1943 g 3463

43 A 4831

Alle Rechte vorbehalten



Rohberg'sche Buchdruckerei, Leipzig

28

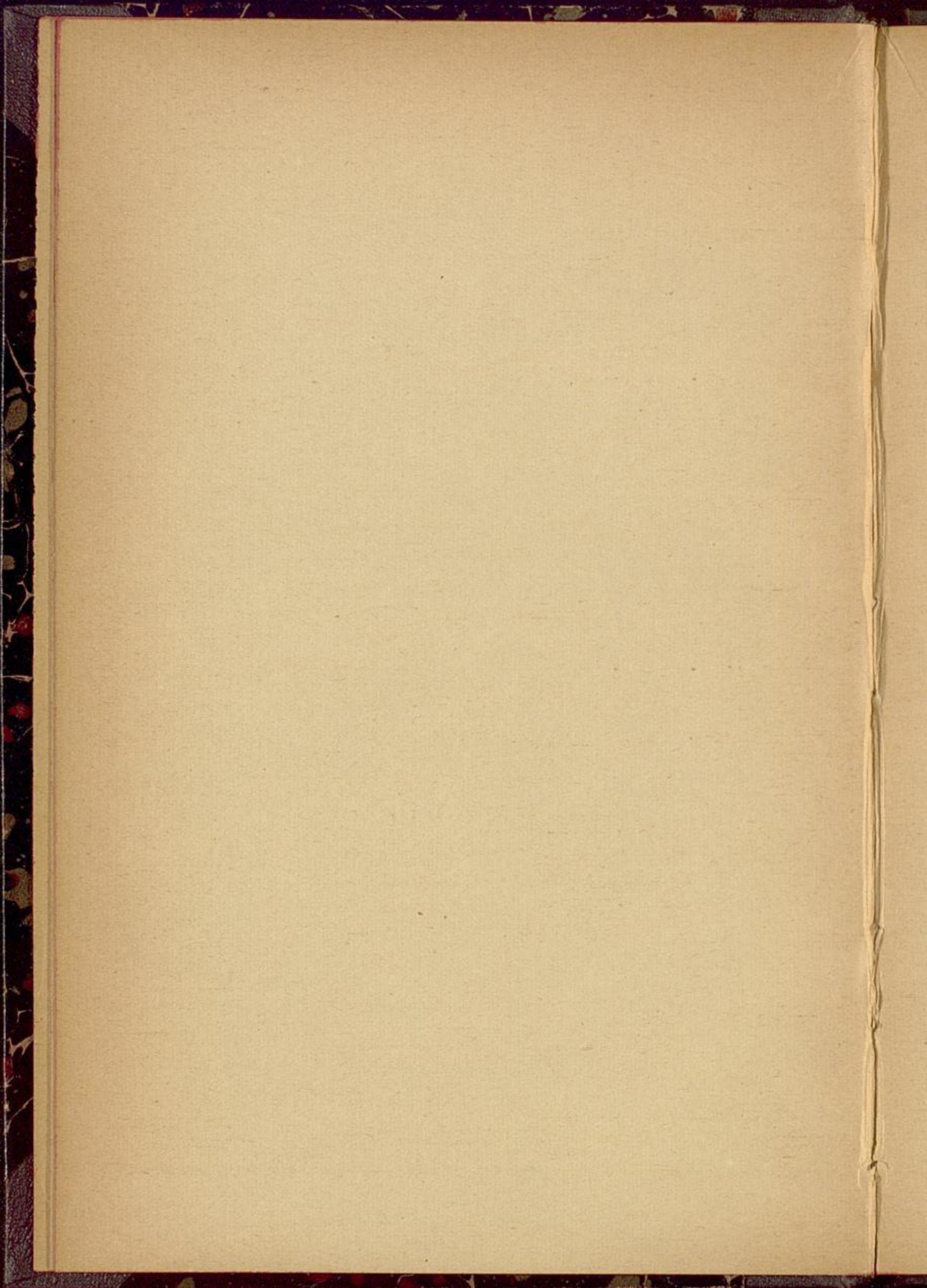


Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Ausführungen sind naturgemäß erst allmählich der letzten Formulierung entgegengereift, dadurch, daß sie mehrmals zum Vortrage unter verschiedenen Verhältnissen durchdacht werden mußten. Es ist dabei mancherlei Schärfe abgestumpft, hier und dort aber auch manches Wort härter ausgeprägt worden. Der durch das Friedensangebot bei unseren Feinden zur Auslösung gekommene unerbitterliche Entschluß, Deutschland und alles, was deutsch heißt auf der Erde, zu vernichten, hat großen Massen unseres Volkes das als unerbittlich zu erstrebende Ende des furchtbaren Kampfes nahegerückt, was den Kennern der Verhältnisse von Anfang an geboten schien. Davon allein ist in dem Nachfolgenden ein wenig die Rede.

Heidelberg im Februar 1917.¹

Dr. Arnold Ruge.



In einer Zeit, in der aus vielen tausend wunden Herzen eigene gewaltige Predigten über den Tod aufsteigen und in allen Kirchen und Andachtsstunden unter Berufung auf die Heilige Schrift dessen gedacht wird, was über den Sinn des Sterbens zu sagen ist, was von der Tatsache des furchtbaren Verhängnisses zu dem Glauben an die Liebe, Gnade und Gerechtigkeit Gottes zurückführen mag, ist es nicht leicht, über die Toten etwas Neues und damit Eindringliches zu reden.

Auf der Suche nach einem Anhaltspunkt kann einem Goethes Faust eine Erlösung sein; wenn man den Worten, den ausgesprochenen und unausgesprochenen, dieser gewaltigen Symphonie vom deutschen Menschen — dem Manne und dem Weibe — folgt, um den warmen Lebenshauch des Dichters zu verspüren, wird man unwiderstehlich durch die Verkündigung gefesselt, mit der der zweite Teil endigt und in der der Weisheit Schluß enthalten ist:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis,
Das Unbeschreibliche, hier wird's getan!

Das ist in der That eine Stimme der Erweckung über das, was der Tod uns aus dem Leben direkt zuruft: Wirklich, es ist unbeschreiblich, völlig unaussprechlich, was jetzt von ganz Europa und gerade auch von uns Deutschen getan wird! Das Schrecklichste aber aller Erlebnisse, das, an dem unsere Worte erstarren, unsere Be-

griffe versagen, ist doch wohl das, was wir in die Zeichen „tot“ und „gefallen“ einzudrängen versuchen, wovon wir anderen Kunde geben, indem wir einen schwarzen Rahmen ziehen, was wir von der Lebendigkeit abscheiden durch ein kleines unscheinbares Kreuz!

Goethe, dieser lebensfroheste und lebensreichste, dieser größte deutsche Mensch, der auf dem Wege der Entwicklung des deutschen Geistes und Wesens offenbar geworden ist, der herauswuchs aus einer fast mittelalterlichen, uns anheimelnden Schlichtheit der Überlieferung, der über 50 Jahre seines langen Dichterlebens auf den Höhen des Daseins wandelte, bei Fürsten und Staatsmännern in Ansehen stand, spricht in der Allererhabensten und lebensvollsten seiner Schöpfungen die Einsicht aus: „Das Unbeschreibliche, hier wird's getan!“ oder mit anderen Worten: was auf der Erde getan, was geleistet und gelebt wird, das läßt sich niemals beschreiben. Er brachte damit die aus einem 70jährigen Denkerleben gewachsene Einsicht des griechischen Bekämpfers verflachenden Schulwitzes, des Sokrates, in Erinnerung, der verfolgt von ehrlosen politischen Machthabern, den Giftbecher trinkend seine alte Lehre wiederholte: „Ich weiß, daß ich nichts weiß“, „Ich weiß, daß ich im Verhältnis zu dem, was von einem allwissenden Verstande gewußt werden könnte, kaum ein Krümelchen Weisheit für mich in Anspruch nehmen darf.“ — Die Tat, das Erleben, das Ringen und Sichausruhen, das Schluchzen und Aufatmen, das Verzweifeln und Hoffen, das Himmelhochjauchzen und Zum-Todebetrübtsein, das rüstige Vorwärtsdrängen und das müde Zurückbleiben der Menschen ist ein Hin- und Herwogen täglicher Offenbarungen, das viel zu groß und viel zu gegensätzlich ist, um in die dürren und kraftlosen Begriffe kleiner klügelnder Verstandesmenschen einzugehen!

Dieses schlichte und doch so eindrucksvolle Bekenntnis, das den „Faust“ zu einem unauflösliehen Rätsel lebensarmer Kritiksucht gemacht hat, ist eigentlich die immer wieder anders gefaßte Parole und das Thema des Zeitalters gewesen, das der Aufklärung des 18. Jahrhunderts, der leichten und unfruchtbaren und dazu für Deutschland ganz fremdartigen Herrschaft*) des gemeinen Menschenverstandes einen Stoß zu versetzen wußte, das Lösungswort jener Zeit kraftvollster Entfaltung des deutschen Idealismus, der durch die Namen Kant, Fichte, Schelling, Schiller, Schleiermacher, die Dichter und Sänger der Freiheitskriege und der deutschen Romantik für jeden genug charakterisiert ist. Diese Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts sprechen wir mit Recht neben dem Mittelalter als die Heimat des deutschen Geistes, als das nie wieder erreichte Wunderland deutscher Gestaltungen an: auf sie greifen wir in der Hoffnung, es werde noch einmal eine solche Kraftperiode kommen, gerade jetzt immer wieder zurück, um uns unser eigentliches unverlierbares Wesen, um das es lezthhin geht, deutlich zu machen.

Die Menschen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben das, was ihnen aus dieser Zeit an echter Wahrheit überliefert worden war, in die Kumpelkammer getragen, es verstauben und verspotten lassen. Sie haben es bei der scheinbar aussichtsreichen Entwicklung der Naturwissenschaften verlernt, auf die Grenzen der menschlichen Erkenntnis, auf die unübersteiglichen Schranken des Verstandes und des Wortes als Ausdrucksmittel zu achten und die Scheu vergessen, das Gebiet des Unausprechlichen zu betreten. Sie haben es unternommen, das Erleben zu zerflügeln. Sie haben von neuem und in noch

*) Das hat schon Hegel, dieser Mann des historischen Rationalismus, in seiner „Geschichte der Philosophie“ erkannt.

viel gewaltfamerer Art, als dies das 18. Jahrhundert getan, den Verstand zum Regulator des Geschehens gemacht. Sie haben geglaubt, alles begreifen, alles in Begriffe umprägen zu können, sie haben es geleugnet, daß neben dem Begreiflichen und Ausprechbaren ein Reich der unaussprechlichen Betätigung, stillen Erlebens, Hoffens, Staunens und Glaubens liegt. Der Verstand ist der unumschränkte Despot, der Tyrann, der Erdrücker, der Gleichmacher in der Welt geworden.

In diesem Zeitalter der Despotie des kalten Verstandes leben wir unerhörterweise noch immer. Noch jetzt, wo das Verhängnis des Unterganges sich auf uns heranzwälzen will, gibt es Tausende in unverantwortlichen, aber leider auch in verantwortlichen, leitenden Stellen unseres Volkes, die da meinen, dieses entsetzliche Schicksal täglich sich häufender Bedrückung und Bekümmernis, diesen grauenhaften Krieg ausrechnen, diesen Schwur der Feinde, uns zu vernichten, mit Worten bannen, mit klugen Verträgen zunichte machen zu können, obwohl doch alle Berechnungen und Erwägungen, alle willensarmen Vorhersagungen sich als nichtig erwiesen haben. Noch heute, wo uns jede Stunde und jeder Tag tätig einzugreifen, unerschütterlich zu wollen heißt, gibt es Unzählige, herrschen vielfach noch die Vertreter des alten Systemes, die den Menschen der Tat und des mutigen Wagens zurückzuhalten, ihm in die Arme zu fallen sich bemühen, ihn beiseite drängen und an seine Stelle den Menschen des Verstandes schieben. Glaube und Tat*) auf der einen, Be-

*) Es muß einem hier die leider auch im Kriegsturm verloren gegangene Zeitschrift „Glaube und Tat“ des bekannten Pfarrers an der Paulskirche in Frankfurt a. M. Julius Werner einfallen, die die innigste Verbindung von christlichem Glauben und kraftvoller Betätigung in so vielen trefflichen Aufsätzen betonte.

rechnung, Entschluß- und Tatenlosigkeit auf der anderen Seite, das sind die tiefsten Gegensätze, die heute die Welt und nicht zuletzt auch unser deutsches Volk spalten. Aber es ist ganz gewiß, daß nur der unerschütterliche Wille, daß nur die mutige Tat das Unbeschreibliche und Unausprechliche werden leisten können, das die Zeit und das Geschick von uns erfordern.

Die lebensarme Sucht der Berechnung und der Klügelei hat sich auch gerade jetzt zur Kriegszeit an all das Große und Unausprechliche herangemacht, was uns bedrängt. Wer Zeit dazu hat, kann beobachten, wie sich turmhoch der Berg gänzlich unnützer Literatur aufstürmt, wie sich trotz der Papiernot täglich Millionen von Zentnern vollgedruckter Zeitungsseiten durch die Häuser mit Nahrungsjorgen kämpfender Menschen wälzen, wie hier Kriegserlebnisse des Weiten und Breiten beschrieben, über sie Erwägungen angestellt und die lebendigen Ereignisse in den Schatten der Reflexion gerückt werden. Das Schlimmste sind dabei die unzähligen Versuche, den schweren Einsatz an Blut und Leben mit den Werten in engste Beziehung zu setzen, die sich immer am leichtesten beschreiben und aussprechen lassen, den wirtschaftlichen Werten. Es geschieht das wahrhaftig! Der Tod, die Leibes- und Herzenswunden werden auf die gleiche Stufe mit wirtschaftlichen Einbußen und Erwartungen gebracht: sie werden umgerechnet in Zahlen und Zahlungswerte! Auf Schritt und Tritt begegnet man solchem Tun dort, wo offen oder versteckt über Kriegsziele und Kriegsertragnisse gesprochen und gemarktet wird. Das aber ist rohes Gebaren, das ist der Fluch der bösen Tat eines materialistischen und deshalb für die eigentlichen Probleme stumpf gewordenen Zeitalters, das ist die Sünde wider den Heiligen Geist der lebendigen Schöpfungen, das ist

nicht nur Menschenverhöhnung und Totenschändung, das ist Gotteslästerung! Eine Million Mark! Was ist das für ein Bettel gegen ein frisches, lebensbejahendes, kraftstrotzendes Menschendasein! 1000 Handelsschiffe! Was ist das für ein elendes Gerümpel gegenüber einem einzigen Menschenleben, das vielleicht zu einem Kant, zu einem Augustinus oder Luther, zu einem Scharnhorst oder zu einem Bismarck erblüht wäre, um ganzen Zeitaltern einen Stempel aufzuprägen und der Welt in der Finsternis ein Licht anzuzünden! Ein Mensch! Was vermag der aufzuwiegen an äußeren Werten!

Dies alles sei nur gleichsam einleitend gesagt, um deutlich zu machen und empfinden zu lassen, daß es sich jetzt nicht mehr darum handeln kann, an der Demut eines Goethe und Sokrates und so vieler anderer großer Verkünder vorüberzugehen, geistreich über das tiefste Erleben zu unterhalten, durch das viele hindurch gehen mußten. Es gilt nicht, über den Tod zu flügel n, wie sehr man das von einem Hochschullehrer zu verlangen sich berechtigt halten mag, sondern der Tod soll selbst unter uns umgehen; er soll nahe an uns herantreten, die Hand auf uns legen, uns erschrecken, wo wir seiner spotteten, uns trösten und aufmuntern, indem er uns an unsere Pflicht gemahnt. Dem Tod gehört diese ganze Zeit, ihm wollen wir uns beugen, ihn wollen wir sprechen lassen!

Da nun kann es sich um nichts anderes handeln, als daß uns die ernste Stimme aus der Ewigkeit, die heute so oft in die Zeitlichkeit hineinruft, aufwecke aus dem Schlafe, der uns bisher befangen hielt, daß sie uns aufrüttle, unsere Lampen anzustecken, um aus der Dunkelheit herauszukommen:

Die Lebenswege, die wir gegangen sind, haben genau dorthin geführt, wo wir jetzt stehen, zum Tode,

zum Untergange von Millionen der Allerbesten. Wir alle, die Höchsten und die Niedrigsten unseres Volkes, haben dazu beigetragen, den Wagen in die Richtung zu schieben, an deren Ende der Zusammenprall, die Katastrophe, der Weltkrieg, gestanden. Unser aller Hände sind voller Blut und unser aller Herzen sind voller Schuld. Jetzt heißt es, die gewaltige Stimme zu hören, den ersten Schritt zu wagen, der ans Licht herausführt; und dieser erste Schritt ist das Bekenntnis der eigenen Schuld. Dieses Bekenntnis wollen wir in uns beleben jetzt, wo die Totensonntags-, die Buß- und Bettags-, die Weihnachts- und Neujahrs- und Glocken allmählich zur Ruhe gegangen sind, vielleicht, um keine große Zeit mehr anzukündigen, weil auch sie in die große Materialsammlung der Kampfesindustrie eingehen, vielleicht aber auch, um in nicht allzu weiter Ferne die Auferstehung des Friedens und den Beginn einer wirklichen lebenswerten Zukunft einzuläuten.

Fragen wir, um zu diesem Bekenntnis der Schuld zu kommen, was uns die Toten des Krieges zu sagen haben, worum sie uns bitten und worüber sie zu uns sprechen müssen. Es sind da natürlich nicht einzelne Tote gemeint, etwa solche, die das Geschick noch kurz vor dem Untergange an einen sichtbaren Platz stellte, die „Hervorragendes“, „Vielgenanntes“ und Vielbeschriebenes haben leisten dürfen, bevor sie starben, sondern die große Masse der Gefallenen redet zu uns, die Knaben und Kinder, die hinauseilten, und die Landsturmmänner, die Haus und Familie, Geschäft und Gewerbe verließen, mit schwerem Schritte nachfolgten, um mit ihrer Widerstandskraft den Feind zurückzudrängen, ohne die Früchte ihrer Tapferkeit, ohne die Anerkennung für ihre Opferwilligkeit noch in diesem Leben ernten zu dürfen.

Bei dieser Selbstbesinnung kommt uns der Inhalt des Toten-, des Buß- und Betsonntages zu Hilfe, an dem Hunderttausende theils wirklich und leibhaftig mit Kränzen und Blumen in der Hand, theils in Gedanken und sehnfüchtigen Gefühlen zu den Ruhestätten ihrer Toten gewandert sind. Dies Wallen zum Friedhof ist so Brauch, seitdem vor hundert Jahren der Totensonntag, ursprünglich zum Gedenken an die gefallenen Krieger, eingesetzt wurde. Was aber den Totensonntag zum Kriegstotensonntag machte, das ist der Umstand, daß viele tausend Menschen vergeblich mit heißem Herze nach einer Totenstätte begehrt, nach einem Plätzchen, nach einem Stückchen Erde schrien, wo sie ihrem Toten ein stilles Opfer und eine Stunde der Erinnerung weihen könnten, wo sie abgelöst von den kummervollen Umgebungen des alltäglichen Lebens, ihrer Trauer nachhängen, des letzten Zusammenseins gedenken mochten. Viele, viele haben an diesem allgemeinen Trauertage verzweifelt die Hände gerungen, haben ihre Feierkleider nicht aus dem Schrank genommen, weil der Tod bei ihnen gewesen und ihnen das Teuerste, vielleicht alles Teuere genommen, ohne ihnen wenigstens eine Stätte zu lassen, wo sie hineilen und ihren Schmerz gleichsam aus sich herausstellen mögen. Der Mensch bedarf dessen, daß er Freud und Leid gleichsam aus sich heraus verpflanze und sich davon befreie. —

Draußen, fern von uns an den erweiterten Grenzen unseres Vaterlandes, reihen sich die Totenhügel aneinander, unter denen massenhaftes, kaum erblühtes oder schon ausgereiftes Leben schläft. Mit einem dicken schwarzen Strich müssen wir die Linie zeichnen, an der unter unsagbaren Mühsalen und Entbehrungen unsere Braven Wacht halten, jeden Augenblick gewärtig in die

Tiefe des Todeschauers hineingebettet zu werden. Totenhügel an Totenhügel im Osten und im Westen!

Aus diesen Grabstätten klingt ein Mahnruf zu uns herüber, und zu ihnen geht unsichtbar und unbegreiflich, aber mächtig und unaufhaltjam, wie zu einem Stück Heimat, des Herzens Drängen hunderttausender Daheimgebliebener. Wir können uns leider nicht zusammentun, um wirklich miteinander Hand in Hand an dieser Hügelkette entlang zu wandern. Aber das ist gewiß, könnten wir das tun, zögen wir zusammen hin, manch Mutterherz würde ahnend erbeben, wenn es dem Orte nahe käme, wo der Sohn begraben ist, manch Vaterherz würde erschauern, wenn die Stätte sich nahte, von der aus zum letzten Male ein lebenswarmer Gedanke heimwärtsseilte, ein „Vater!“ oder „Mutter!“ sich den erstarrten Lippen entrang, um einen Abschiedsgruß bittend, um einen Händedruck flehend, um einen stillen Trost zu empfangen oder vielleicht um Tröstung zu spenden im Antlitz des Todes und der Ewigkeit.

Es gibt gar viele, die nicht an dergleichen verborgene ahnungsvolle Beziehungen zwischen geweihten Orten und den Menschen glauben können. Solche Menschen kleben an der Außerlichkeit des Lebens, das feine Instrument des Geistes und der Empfindsamkeit ist in ihnen stumpf geworden, sie vermögen nur noch die Beziehungen für wirklich zu halten, die mit den leiblichen Augen zu sehen, mit den Händen zu greifen sind. Das sind die armen Menschenkinder, die nicht bedenken wollen, daß wir nur Grobes mit unseren Sinnen wahrnehmen, daß alles Feinere dem Gefühl, der Empfindsamkeit überlassen ist. — Viele Hunderttausende von Müttern und Vätern — das ist gewiß — werden den Schrei des Todes vernommen haben, der an ihre Herzen auf unbekanntem Wege drang

lange bevor ihnen die kalte „Anzeige“ die „Bestätigung“ ihrer Gewißheit brachte.

So steigt ein geheimnisvolles, edles und berechtigtes Sehnen aus vielen deutschen Herzen auf, die Stätten einmal als deutsches Land mitzubesitzen, ihr eigen nennen zu dürfen, an denen das Blut einer, vielleicht zweier Generationen verfloßen ist. — Aber auch die Toten haben einen unleugbaren Rechtsanspruch darauf, in der Heimat zu ruhen, einen Friedhof im Volke, für das sie starben und litten, zu besitzen, für das sie die Todesscholle festhalten und bis zum letzten Atemzuge nach Gottes unerforschlichem Willen verteidigen mußten. Heimatrecht, nicht nur für ihre Seelen im Schoße der Ewigkeit, sondern auch für ihren Leib auf Erden! Das ist eine unausweichliche Forderung an eines jeden Gewissen. Denn auch der Leib ist kein gleichgültiges, kein zufälliges Ding, sondern die Offenbarwerdung der Seele, des innersten Wesens; darum lieben wir Menschen von ganzen Herzen und mit all unseren Kräften nicht nur die Seele unserer Mitmenschen, sondern auch ihren Körper, ihre Gestalt, ihre Erscheinungsform. Darum ist auch der Ort, wo der Leib ausruht vom Kampfe des Lebens von jeher unter edlen Menschen eine heilige, eine der Liebe und Fürsorge geweihte Stätte. Der Boden, wo unsere Väter, Söhne, Brüder und Gatten ruhen, ist unser unveräußerliches, unser mit den höchsten Einsätzen erworbenes, das uns durch göttliche Satzung gegebene Eigentum; es ist der Hort reiner Gefühle und edelster Stimmungen. Hingedrängt worden zu sein zu diesen Hügeln und Grenzen, durch Verrat und Überfall genötigt zu werden, die eigenen Landesgrenzen zu verlassen, sie zu weiten und mit Friedhöfen zu befestigen, ist wahrlich ein bitteres Geschick,

eine schwere Berufung, aber sich dem zu entziehen, ist Frevelmut und Versündigung an den heiligsten Geboten des menschlichen Herzens.*)

Zu allen Zeiten der Weltgeschichte, das heißt nur dort, wo Lebensstärke, wo Heldenvölker, nicht Krämerstaaten und Handels-, Erwerbs- und Buchergemeinschaften aufeinander stießen, hat es als natürlicher und daher unerschütterlich feststehender Grundsatz gegolten, daß die Toten dem eigenen Volke gehören. Den Leib des im Kampfe erschlagenen Freundes wiederzubekommen, galt als die heiligste und erhabenste Pflicht. Denken wir nur an den Kampf des Achilles um die Leiche des Patroklos, oder an die Kämpfe der Nibelungen in den deutschen Heldenliedern; selbst der grimme Hagen mußte die Leiche des erschlagenen Siegfried der hintergangenen Gattin ausliefern. Denken wir daran, daß auch die Grabstätte des Heilandes seinen Jüngern gehörte und nicht seinen Mördern, daß in den Kreuzzügen eben das Empfinden die wichtigste Kraft gab, daß die Grabstätte des Heilandes nicht in den Händen der Heiden bleiben dürfe. Und bedenken wir weiter, daß die Länder, in denen das meiste deutsche Blut geflossen, ursprünglich deutsches Land gewesen, daß sich hier über das Deutschtum nur eine künst-

*) Es ist gut, daß unserem Volke immer wieder von der Regierung versichert wird, daß der Weltkrieg von deutscher Seite aus ein „Verteidigungskrieg“ ist. Wir glauben das den Führern, die das wissen und es vor sich und vor Gott verantworten müssen. Aber gerade weil es ein „Verteidigungskrieg“ ist, ist die uns aufgedrungene Besitzergreifung von neuem heiß umfochtenem Lande eine sittliche Forderung, und wer sie leugnet, ist ungesund oder unsittlich. Oder gibt es einen höheren Kaufpreis als das eigene Blut? Will ein Judas Schariot auftreten, der uns für Geld verkauft. Besitz ergreift man nicht nur durch Geldleistung und Entschädigung! Das ist die Lehre des Teufels und Händlers.

liche Kruste welschen und fremden Einflusses gezogen, daß das ursprünglich Deutsche überall wieder zum Vorschein gekommen ist und die Stunde der Befreiung herannahen glaubte. Wie erhöht sich doch bei diesem Gedanken der Rechtsanspruch unserer Toten, im deutschen Vaterlande zu ruhen!

Um die Hügel, unter denen die Blüte unseres Volkstums ruht, darf sich nicht fürderhin der Haß erheben, sondern Heimatgefühl, Heimatliebe muß sie umklammern und pflegen. Es müssen Denkmäler eiserner Pflichterfüllung sein, die den Willen stärken, festzustehen auf dem mühsam gewonnenen Boden. Sie dürfen nicht fürderhin Wahrzeichen des Hasses und Aufforderungen zur Vergeltung werden. Das sind wir den Toten und allen denen schuldig, die durch ihr Sterben vereinsamt sind. Was der einzelne an seinen Toten zu tun die Pflicht hat, das hat auch das ganze Volk an seinen Gefallenen zu verrichten, wenn es sich wirklich als eine gottgewollte und gottgesetzte Einheit weiß, die das Recht hat, das Schwert wider den Feind seines Volkstums zu erheben. Erwerbsgemeinschaften, zu denen Ubelwollende die Völker herabmindern wollen, haben kein Recht, so etwas zu tun.

Wir brauchen uns übrigens nur ein wenig umzusehen, um zu begreifen, wie dieses Recht am Toten und diese Pflicht gegen den Toten in der Tat unveräußerliches Recht immer gewesen ist: Jede, auch die kleinste Gemeinde legt nachdrücklichen Wert darauf, ihren Friedhof zu besitzen. Der Kirchhof ist die Stätte, an der das Heimatgefühl, der „Schollenpatriotismus“ seine eigentlichen Wurzeln treibt. Man kann den Geist der Gemeinden an ihren Friedhöfen erkennen; eine ordentliche und pietätvolle Gemeinde wird in ihrem Friedhof ein köst-

liches Kleinod besitzen, eine zerfahrene und wilde Gemeinde, deren Glieder, ohne des Todes zu gedenken, dahinleben, wird einen ärmlichen und dürftigen Ruheplatz der Toten haben. Man kann hier ermessen, ob der Tote in Ehren steht, oder ob auch der Tod allmählich zu einer so völlig nebensächlichen Einrichtung geworden, wie leider das Leben vieler Waarenhaus- und Kinomenschen der Gegenwart. Es gibt wirklich so jämmerliche Menschen, die da glauben, auf die Stätte der Toten zu achten, das habe keinen rechten Zweck, das sei lauter Gefühlsduselei, ein Zeichen mangelnden praktischen Sinnes. Gewiß, wem die Gefühle der Menschen nicht heilig, nicht das Allerheiligste sind, mit dem können wir nicht reden, sein Herz ist „vertrocknet“, sein Verstand ist zur Wucherpflanze seines besseren Ich geworden. Wir wollen auf diese Ärmsten nicht hören, die vom reichen Tische menschlicher Lebensquellen ausgeschlossen sind.

Wir wollen dagegen denen nachgehen, die am Totensonntag und Bußtage sich dessen dankbarst freuen, daß sie an den Stätten ihrer Toten Zeichen der Erinnerung und der Liebe niederlegen durften, die in der Weihnachts- und Osterstimmung etwas hinausstragen von der Sehnsucht nach Glück und Frieden. Wir wollen das große Heimweh nach diesen Stätten des Todes belauschen und den stillen, aber mächtigen Wunsch verspüren, daß einstmals die Gräber unserer Söhne und Brüder das Ziel unserer und unserer Kinder Wanderungen sein mögen, daß einstmals deutsche Pflüge über die Totenfelder gehen und der Landmann ehrfurchtsvoll den Hut abzieht, wenn er auf Zeichen der Kämpfe stößt und der ernstesten und großen Zeit gedenkt, wo dieses Land unserem Volke gegeben bzw. wiedergegeben wurde. Hier sollen Früchte wachsen und gedeihen, die des Samens wert sind, der in diesen Tagen

gelegt worden ist. Wir wollen hoffen und wünschen, daß, wenn einmal Frieden geschlossen wird, Männer im Räte des deutschen Volkes mitreden, die sich dessen voll bewußt sind, daß kein Heldenvolk um Geld und äußerlichen Reichtum in den Kampf zieht, sondern daß es sich um die Wahrung oder die Erstreitung unveräußerlicher, ihm durch seine Existenz aufgegebenen Dinge handelt. Zu diesen unveräußerlichen Gütern gehören die Heimatrechte der Lebenden und der Toten. Das sind Güter, an denen festhalten, an die glauben zu können, die Anzeichen eines gesund empfindenden, zum Leben weiter berufenen Volkes sind. Das sind Werte, um derentwillen auszuhalten, durchzuhalten, durchzufrieren und durchzuhungern es sich wirklich verlohnt. Das sind bittere Notwendigkeiten des Krieges, die diejenigen erbeben lassen mögen, die frevelhaft den Streit vom Zaune gebrochen haben, ein friedliebendes Volk zwingen, aus seinen Grenzen hervorzubrechen und herauszudrängen, um sich eine größere und festere Heimat zu erzwingen. An diese unveräußerlichen Rechte mögen die erschauernd denken, die das deutsche Volk vom Meere, der natürlichen Verbindungsstraße der Völker abschneiden und es wieder ganz zu einem Landvolk machen wollen. Nun gut, so wollen wir unsere Totenhügelgrenze ausdehnen, bis sie ein neues Vaterland umschließt, in dem die ungebrochene Kraft eines erstarkten und wachgerufenen Volkes Platz hat! Die Toten rufen es den Lebenden zu und die Lebenden geloben es den Toten: das Land, wo deutsches Blut in Strömen geflossen, ist für immerdar deutsches Heimatland.

Das alles klingt so selbstverständlich und natürlich, es fließt so unmittelbar aus dem, was wir empfinden, wenn wir an unsere Toten denken, daß es vielen wunderbarlich er-

scheinen mag, darüber zu sprechen. Es ist richtig, daß das alles ganz selbstverständlich ist, selbstverständlich aber nur für ein Volk, das als die wahrste und echtste Quelle des Lebens die Empfindung anerkennt, das in allen seinen Taten und Entschlüssen dieser Empfindung Ausdruck verleiht, nirgends aber diese Stimme natürlichen Empfindens sich betören und klanglos machen läßt. Ein solches Volk echter wahrer Empfindung müssen wir erst wieder werden. Wir waren nahe daran, uns unsere Seele ablaufen, uns von dem ewig neuen Wege des Gefühles auf die langweilige, darum aber nicht weniger gefährliche Straße der Berechnung abbringen zu lassen. Es gehen Leute in Mengen bei uns um, die uns unsere Seele vergiften, uns überreden wollen, wir hätten gar keine Seele, nichts Ureigenes, nichts einzigartig Gestaltetes, nichts Urheimisches, sondern wir Menschen auf der Erde seien alle gleich und das, was uns schließlich alle gleichmache, das sei der Hang und die Sucht nach Erwerb und äußerem Gewinn. — Das sind die Dunkelmänner, die Krämerseelen des Krieges, die wie Schmarogergewächse am Baume des Lebens hängen, überall aussaugen, überall lebensarm machen, nur zum Zerstoren und Zernagen, nirgends zum Aufbauen berufen! Das sind die bösen Geister, die nur verneinen, die an den Offenbarungen der Welt vorübergehen, ohne zu bemerken, daß diese so überaus reich und mannigfaltig sind. Das sind die Menschen, die niemals erschauern, niemals erzittern und erbeben, die weder den Sonnenglanz reiner Freude, noch die winterliche Kälte tiefer Trauer kennen. Gegen diese aber predigen unsere Toten eine vernichtende, eine bittende, eine beschwörende Sprache.

Darf es angesichts der ungeheuren Opfer immer noch Leute unter uns geben, die den alten Gedanken fest-

halten wollen, daß gewaltige Sterben sei um äußerer Werte willen geschehen! Ist eine einzige Mutter, deren Sohn mit reichlichen „Entgelt“ ersetzt werden könnte? Gibt es ein Weib, das sich über den Verlust ihres Gatten mit einer Rente trösten ließe? Wo ist ein Kind, das den Namen „Vater“ vergessen wollte um der zu erwartenden Kriegshilfe willen? Verflucht seien sie alle; die Toten werden aufstehen und wider sie zeugen. Sie werden hintreten und fragen: Was um solch erbärmlicher Werte willen sollen wir unser Blut hingegen, sollen wir monate-, jahrelang alle Liebe und alle Heimat entbehrt haben, nur damit ihr reicher an äußeren Gütern werdet? Du Volk willst uns verkaufen? Verdammnis dem Volke, zu dem die Toten so reden müßten, das des Wohlstandes, des Erwerbes wegen, das Leben seiner Söhne opfert. Es wird abgeschüttelt vom Stamme der Geschichte, herniederjausen und zertreten werden. Nein, um des künftigen Reichthumes einzelner gaben wir nicht unsere Kinder hin, sondern um des Lebens, der Lebendigkeit innerer Kräfte willen sind die Opfer gebracht.

Das ist das Zweite, was unabweisbar unsere Toten von uns verlangen und fordern können. Jetzt, in diesem schweren Kampfe, muß es offenbar werden, daß erstens die Völker und Nationen verschiedene innere Aufgaben haben, für die sie sich einsetzen müssen und das zweitens auch das Leben des einzelnen nur um des wahren Lebens, nicht um Erwerb gelebt werden soll und darf.

Ich weiß, das ist für sehr viele eine dunkle Sprache, weil sie in der Finsternis der Vergangenheit befangen sind, an deren Ende notwendig, von vielen jahrelang mit Sicherheit vorausgesagt, der Weltkrieg, die Katastrophe, stehen mußte. In der That, wir haben alle den lebensvernichtenden, den herzbetörenden Tanz um das goldene

Kalb mitgemacht. Wir haben die wahren Unterschiede auszulöschen uns bemüht und haben alle das Gleiche gewollt, nämlich die äußeren Güter der Welt; darin waren wir alle gleich und darüber haben wir vergessen, daß jedes Volk eine andere innere Aufgabe hat. Der Mammon, die Sucht nach Besitz und nach Genuß, der uns mit dem Tiere auf eine Stufe stellt, hat uns alle gleich — gleichminderwertig gemacht. Und nun raufen wir uns, nun schlagen wir alle diese stolzen Außenwerte in Trümmern, bis nichts mehr übrig bleiben wird.

Jetzt erst dämmert es uns auf, daß die überall erlebte Buntheit und Mannigfaltigkeit der Welt keine zufällige, keine nebensächliche, sondern eine von Gott gewollte ist. Jetzt erst kommt es uns zum Bewußtsein, daß der ewige Weltgeist sich in der Natur und im geschichtlichen Leben der Völker verschieden offenbart. Hat wohl schon jemals einer gehört, daß die Eiche zum Apfelbaume spricht: du deine Früchte und deine Lebensbedingungen sind nicht anders als die meinigen; ich bin nichts anderes als du. Oder hat schon mal jemand vernommen, daß die Tanne zur Birke sagte: ich bin keine Tanne und du bist keine Birke, sondern jeder von uns ist nur ein Baum. Oder kann man sich denken, daß der Löwe zum Vogel in der Luft also spräche: Sei nicht so albern, fecker Vogel, dir einzubilden, du seiest etwas anderes als ich, wir sind beides nur Tiere? — Zu einer derartigen Verkennung der Grenzen und Schranken, die das Leben nun einmal unübersteiglich gezogen, scheinen nur Menschen mit ihrem kraftlosen Überwitz fähig zu sein. Was haben wir uns doch vorreden wollen in einer langen wertarmen Friedenszeit? Wir, Schwarze, Weiße, Gelbe, Braune, seien alles nur Menschen, es gäbe keine deutschen, englischen, französischen, russischen, japanischen Men-

ſchen, wie ſie der Herrgott nun einmal in die Welt geſetzt hat, ſondern bloß Menſchen. Daß aber, was uns einigen, unſere Beſonderheit verwüſchen und auslöſchen ſollte, war nicht etwa die Sphäre, die Idee der reinen Menſchlichkeit, die Chriſtus verwirklicht, die ein Shakeſpeare, ein Dante, ein Goethe, ein Platon betreten hatten, ſondern es war die habgierige Erwerbſucht, die uns herunterdrückte von aller einſeitigen Höhe. Wir haben uns frevelhaft über die eindringlichſte Lehre der Weltgeſchichte hinweggeſetzt, daß der Weg zur Menſchheit über die geoffenbarten einzelnen Menſchheitstypen und Nationen geht. *) In dem bewußten Halt vor den Schranken und Grenzen, in der reſpektvollen Anerkennung dieſer unüberſteiglichen Linien liegt das ſicherſte Anzeichen, daß wir auf dieſem aufwärtsführenden Wege uns befinden. Gott offenbart ſich nicht in einer Phraſe, in einem leeren Begriff, in einer Abſtraktion, ſondern in der Lebendigkeit der einzelnen Perſönlichkeit und der einzelnen Nation. Sie rüſtet er aus mit Anlagen, inneren Schätzen und Talenten und ruft ihr zu: ſei frei und entfalte dich! So iſt auch an unſer Volk die Weiſung ergangen: Bringe deine Anlagen zur Vollendung, baue dein Haus auf deutſche Art, ſchmücke deine Altäre und deine Gräber auf deutſche Art, preiſe mich, deinen Gott, auf deut-

*) Anmerkung für philoſophiſch gebildete Leſer. Wer die neueren Verſuche auf dem Gebiete der Geſchichtsphiloſophie abzuschätzen weiß, wird ermessen können, daß mit dieſer Erinnerung ein neuer Gedanke in die Diſkuſion hineingeworfen wird. Auch die Philoſophie der Geſchichte iſt nichts anderes als Wiſſenſchaft von den Grenzen der Geſchichte; ihr höchſtes und letztes Ziel kann nur darin beſtehen, die unumſtößlichen Grenzpfähle und die unüberſteigbaren Schranken des Hiſtoriſchen zum Bewußtſein und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen.

sche Art, pflanze deine Art und pflege deine ureigenste Natur auf deutsche Art, dann wirst du nicht nur ein wahrer Deutscher, sondern auch ein vollkommener Mensch werden! Das ist die Weisheit, die allmählich wieder anfängt in unseren Herzen lebensstark zu werden, daß wir berufen sind, ein Volk zu sein und zu werden, das ureigenste Werte in die Welt setzt, jeden von sich stößt, der es müde, krank, anti- und international beeinflussen will, dabei stillesteht vor den Werten, die andere Nationen schaffen.

Für diese unsere Werte begehren wir Lebensbedingungen. Um dieser wahren, uns von äußeren und inneren Feinden verkümmerten Lebensbedingungen, um dieser Möglichkeit willen, daß das Deutschtum noch einmal aufkeime und sich befreie von dem furchtbaren Teufelsdruck des Mammons, darum starben sie, um nichts anderes; und darum war es wert zu sterben. Wir aber wollen von ihnen lernen, um das zu leben, um was sie sterben mußten. Ein einziges großes Kriegsziel gibt es für unser Volk, das im einzelnen verschieden ausgelegt werden mag, über das sich aber grundsätzlich alle wahrhaft Deutschen völlig klar sind, das ist innere und äußere Lebensbedingungen zu erringen, ein deutsches Volk zu sein, eine Nation, in der sich die Idee des Deutschtums offenbaren mag, in dem wieder große Männer, Dichter und Künstler und Philosophen auftreten können, ohne durch eingeschleppte Ware verjagt, entrechtet, ohne aus den Wohnstätten unserer Museen, unserer Schulen, unserer Universitäten um des Fremden und Fremdstämmigen willen verdrängt und auf die Straße geworfen zu werden. Ein Volk müssen wir durch den Krieg wieder werden können, in dem alles deutsch, nur deutsch, aber so ganz aus vollem Herzen deutsch ist.

Was das heißt, müssen wir uns so deutlich wie möglich zu machen versuchen, weil es die andere große Forderung unserer Gefallenen ist, weil es der wesentlichste Punkt ist, um den Tod zu verstehen und weil es das betrifft, wo wir alle, jeder an seinem eigenen Teil, sofort selber einsetzen können, um sich von der Schuld der Vergangenheit und dem Elend der Gegenwart zu reinigen. Es ist der Gedanke, den wir hinausstreuen müssen in die Welt, den wir allen denen lebendig eingeben müssen, die berufen sind, über das äußere oder innere Schicksal unseres Volkes an irgendeiner Stelle zu entscheiden: Schafft uns Lebensmöglichkeiten, gebt unserem Volke die Grundbedingungen zurück, sein eigenes Wesen zu pflegen und zu pflanzen, dann wird der Samen des Todes gute und volle und fröhliche Früchte bringen!

Verständlich wird uns das am besten durch die Beantwortung der Frage, wie wir uns bisher eingerichtet, worüber wir uns bekümmert haben. Ehrlich gesprochen, müssen wir bei der Beantwortung dieser Frage schamrot werden. Es gibt kein Schämen, welches tief genug wäre, um unseren Unwillen über uns selbst kund zu tun. Wir müssen bekennen, daß wir die wahren Lebenswerte absichtlich vergeudet, verschleudert, und anstatt das Leben von innen her zu durchdringen, es in jeder Beziehung veräußerlicht haben. Wir haben nicht Lebenswerte, sondern Erwerbswerte gesucht und gepflanzt, wir haben nicht die heimlichen Seiten des Lebens gepflegt, sondern wir haben uns fortgesetzt aus dem Mittelpunkt unseres Daseins herauszerren lassen. Wir haben in die Schule, die Pflanzstätte vom jugendlichen Geiste aufzunehmender Ideale, Berufszwecke hineingedrängt, wir haben die Autorität durch den

kalten Verstand überall erschüttern lassen und an Stelle der natürlichen Beziehungen gesetzliche Regeln gestellt. Wir haben uns das wirkliche Leben nicht etwa erleichtert durch den gewaltigen Aufschwung der Technik, wir haben uns nicht zu befreien gesucht von den Schwierigkeiten des Alltags, um öfters Sonntagsstimmung genießen zu können. Nein, wir haben unser Leben verindustrialisiert und vermechanisiert. Wir sind zu Sklaven des Luxus, zu Dienern des Mammons, des Prunkes, der Phrase und der Mode geworden.

Wohin ist beispielsweise unser Familienleben geraten, diese heilige Stätte wahren Glückes und echtester Pflichterfüllung! Wie ungeheuer zahlreich sind die Kriegswitwen, die jahrelang in ehelicher Gemeinschaft gelebt haben, ohne dem köstlichsten Gute, dem Kinde, Einlaß zu gewähren, weil die Bequemlichkeit über alles geht, die Figur geschont sein, womöglich die Erwerbstätigkeit der Frau nicht gehindert werden soll. Wo sind unter uns Jüngeren die Familien mit sechs, sieben, acht munteren Kinderherzen! Da kommt der gestrenge Hausbesitzer und wirft einen zur Türe hinaus, wenn es nicht ganz mäuschenstill zugeht, da kommt der Steuerzettel, der dem Familienvater fünf- und zehnfach belastet, den Junggesellen prassen und sich „Weiber halten“ läßt. Da kommen die guten Freunde, die „Rat“ wissen, da kommt die Schand- und Schundindustrie, die sich schon an das halberwachsene Mädchen und an den kaum gereiften Jüngling heranmacht, da kommen die „Feinfühlig“ und „Menschenfreunde“, die den Fehltritt zum „Martyrium der Gesellschaft“ umdisputieren, der Unzucht Tor und Türe öffnen und die ererbte Sitte mit Füßen treten. Wo sind die Frauengestalten, die aus Goethes Dichtungen so züchtig und anheimelnd heraus-

gucken? Auch Gretchen im Faust war gefallen, aber sie prozte nicht mit ihrer Sünde, sie mußte sich verstecken; sie büßte das Unrecht, anstatt mit frecher Stirne für dasselbe einzutreten. Das Laster hat immer gelebt, aber es ist ein großer Unterschied, ob es sich verstecken muß oder ob es „legitimiert“, unverfroren ans Tageslicht treten darf.

Wo sind wir doch hingedrängt worden! In vier- und fünfstöckige Häuser elender Städte, unter denen der Boden verwuchert ist, Mietkasernen, zu eng, zu dürftig, um Freude darin wachsen, oder zu prunkvoll, um Gemütlichkeit aufkommen zu lassen. — Wo sind auf Deutschlands Universitäten, die doch ganz von der Steuerkraft des Volkes leben, die Gelehrten, die ohne Villa und ohne Auto Ansehen genießen, die ungeschmäht auch gegen die Tagesphrase die Wahrheit vertreten dürfen, die das meist aus habgierigen Motiven gefügte Kasten- und Cliquenwesen durchbrechen! Wo sind die freien Männer, die wie Fichte einem Napoleon die Stirne bieten und sich trotz ihres rauhen Wesens durchzusetzen vermöchten, bevor ihre Lebensenergie gebrochen und erschöpft ist!

Alle Werte, sage ich, sind umgewertet worden in Erwerbs-, in Eitelkeits- und Außerlichkeitswerte. Die Frau, früher ein wohlgehütetes Kleinod, geht jetzt hinaus in Erwerbsleben, verdirbt ihren Leib und ihre Seele für den schwersten Beruf, den der Gattin und Mutter. Welche Frau steht höher im „Ansehen“, die Mutter von sechs Kindern, die selbstlos Tag und Nacht für die Ihrigen zu sorgen hat, nirgends hervortritt und hinter ihrem edlen Beruf verschwindet, oder das gelehrte Fräulein Doktor, das schon auf dem Gymnasium schnippig und eingebildet wurde, das den dürftigen Kram unverdauter

Wissenschaft zusammenraffte und nun selbstherrlich in irgendeinem Berufe „selbständig“ ist und Vereinen vorsteht und Agitationen betreiben kann!

Lebenswerte, sage ich, müssen wieder geschaffen und alles in Verachtung gebracht werden, daß an diesem Rufe vorbeigeht. Um die Schöpfung von Lebenswerten dreht sich unsere ganze Hoffnung und Zukunft angesichts der drohenden Gefahren von seiten eines Feindes im Osten, dessen völkische, auf tiefes religiöses Empfinden aufgebaute Kraft gänzlich ungebrochen ist, und eines Feindes im Norden, der uns weit überlegen ist an Fähigkeit, die Welt materiell zu unterjochen. Aus allen Winkeln und Ecken müssen wir die Frebler vertreiben, die uns die giftige Waffe der Verstandeskritik in die Hand drücken, um sie gegen die Offenbarungen des Lebens zu richten. All die müssen ausgestoßen werden, die auf Straßen und Gassen, in Versammlungen und in der Presse herum-schreien, wir seien alle gleich, hoch und niedrig, gebildet und ungebildet, Greis und Jüngling, Mann und Weib, jeder hätte das gleiche Recht, niemand aber ureigenste Pflichten. Es gilt jetzt wieder, die Lebenspflichten zu betonen und für sie um Liebe und Achtung zu werben, Lebenspflichten, die wahres und gesundes Leben pflanzen und erhalten. Von unten müssen wir, die Verantwortlichen und Unverantwortlichen, anfangen; mit eiserner Hand müssen wir die Jugend festhalten, daß sie nicht ihre Lebenskraft vertue, daß ihr Sinn und ihr Herz offenbleibt für das Schöne und Gute, das Keusche und Heimliche. Wir selber aber müssen von Innen heraus eine große Umkehr halten, um das wieder zu erlangen, was uns verloren zu gehen drohte, den Willen zum Leben.

Tun wir das mit einem kühnen und begeisterten Entschluß, mit vollem und klarem Verantwortlichkeitsgefühl,

dann werden wir aufatmen im Antlitz des Todes. Wird uns dazu von den Führern und Regierern unseres Volkes geholfen — aber auch nur dann —, so sind wir schnell wieder auf der Straße, die geradenwegs vom Tode aufwärtsführt auf die Höhe des Lebens. Unser Wandern wird ein ernstes und festes, durch die Trauer geläutertes, aber zukunftsfrohes sein. Die Welt wird uns in neuem Lichte erscheinen. Der Tod, der um uns umgeht, macht uns nicht lahm, sondern er macht uns zielbewußt, trotzig und stark den Menschen, demütig der Gottheit und dem Geschick gegenüber. Was würde werden, wenn wir aus dem furchtbaren Sterben den Schluß zögen, Leben zu setzen, sei eine leidbringende Tat, eine glückversagende Betätigung, wenn wir den Entschluß faßten, kein Leben mehr zu pflanzen!

Wir stehen vor diesem bitteren Entschlusse, da der Krieg hineingreift bis an die Quellen des Daseins, an alle Stellen Geldwerte schiebt, wo früher noch Lebenswerte gestanden. Fast furchtbarer als durch Kanonen und Granaten droht unserem Volke der Untergang durch die überhandnehmende Erwerbsflaverei der Mädchen und Mütter. Tausende haben übrigens bereits, einmal gebeugt vom Leide, einmal seelisch entwertet, durch Gewinnthätigkeit diesen trüben Entschluß gefaßt. Niemand ist gekommen und hat sie über ihr Leid getröstet, hat ihnen Tore und Türen zeigen können, die zu neuem Leben führen, hat ihnen lebendig aufweisen können, daß der Tod nur um des Lebens willen da sei. Bedenken wir, daß die am tiefsten und schwersten getroffen sind, die in des Wortes heiligster Bedeutung dem Leben stets treu gedient haben: Die Mütter und Väter, die die Mühen und Lasten eines völlig irregeleiteten, zum Teil absichtlich der Vernichtung preisgegebenen Wirtschafts-

lebens an einer stattlichen Kinderzahl täglich erfahren mußten, müssen auch jetzt das meiste hingeben und das Entsetzlichste erdulden, während der fette und oben-drein noch geachtete Börsen- und Händlermannsch lächelnd dem Krieg zuschaut und die Stunde verflucht, wo die Kriegsgewinne einmal aufzuhören drohen. Wie leicht kommt man da zu dem Entschlusse, sich dem furchtbaren Leide zu entziehen und an der Achtung und Wertschätzung derjenigen teilzunehmen, die sorglos im Golde, sitzen und die Quellen des Lebens mit verstopfen helfen! Wie mächtig muß zugegriffen werden, um unser Volk vor der Lebensverneinung zu behüten! Mag uns Gott der Herr endlich große Männer und Frauen schicken, die uns helfen, die Lebenswerte wieder zur Geltung zu bringen, sie obenan zu setzen auf der Stufe der Werte, und alle Geld- und Erwerbswerte herabzustößen und zu verdrängen! Mögen solche edlen deutschen Kräfte sich

31 Gehör zu schaffen vermögen, um den Willen zum Leben zu steigern, um den wahren Gewinn des Lebens strahlend erscheinen zu lassen gegenüber den erbärmlichen Erwerbsabsichten, die doch alle in einem gesunden Volke nur darauf abzielen sollten, das wahre Leben zu steigern! Sonst blüht aus den Ruinen kein neues Grün, sonst werden die Wunden nur überdeckt, nicht geheilt, sonst wird die Klage der Toten zur nichtverstummenden Anklage, daß sie umsonst ihr Leben hinwarfen, daß sie durch ihre Opferwilligkeit und ihr Standhalten nur dem Unter-, nicht dem Aufgange des eigenen Volkes die Wege bereitet haben. — Das Volk wird wahrhaft siegen — nicht nur den nach Kriegsschluß in den Zeitungen aller Völker ausgeschrienen Sieg davontragen —, das sich vor der Lebensverneinung bewahrt, das ein großes inneres und äußeres Ziel vor sich sieht, Ideale

ewiger Geltung als Aufgaben des Daseins zu erblicken vermag.

Noch ist von solchen Rettern in bitterster Not wenig zu sehen; vielleicht leben sie im Verborgenen, vielleicht vermögen sie es noch nicht, wider den Stachel der lebensarmen, werteverhöhnenden Zeit zu lösen. Noch dürfen sie nicht unerschütterlich aufrechtstehen vor dem Kapital, den Wirtschaftswerten, vor denen man sich noch allgemein verbeugt, während das Leben der Menschen rücksichtslos fortgeworfen wird. Noch führen die Sünder das Wort, die den Weltkrieg als einen „Wirtschaftskrieg“ betrachten, die in der Betonung nationaler, menschlicher Werte „Weltfremdheit“ oder aber auch „Brutalität“ wittern zu müssen vorgeben. Wir müssen geduldig ausharren, bis dieses entsetzliche System zerbrochen ist und in sich zusammenfällt. Gott hat in der bittersten militärischen Not einen Hindenburg zur Geltung gebracht, er wird auch anderen Männern aufhelfen, wenn die furchtbare innere, staatliche und nationale Not erkannt ist.

Dagegen drängen die Geschehnisse allem Anschein nach auf die sonnige Bahn neuen Aufganges. Wir brauchen nur die Augen ein bißchen aufzumachen, um von tiefem Dunkel umfassen in der Ferne das immer größer werdende Licht zu erblicken:

Was geht vor sich? All die großen äußerlichen Werte sinken allmählich in sich zusammen und bröckeln in rasendem Tempo ab. Die Industrie aller Völker strengt sich an, alles Materielle zu zerstören. Der Krieg rückt in ein Stadium, wo die humanitäre Scheinphrase aufhört, die Kraft der vorhandenen Zerstörungsmittel zu lähmen; er drängt zu einem rücksichtslosen Gebrauch des Vorhandenen, um das Vorhandene zu zerstören und zu vernichten, bis nichts mehr übrig ist, als Menschen-

hand und Menschenwille neu aufzubauen. Aus unseren Haushaltungen verschwindet der Bierat, das Überflüssige, das Unwesentliche; ganz allmählich — leider infolge der Achtung vor dem Kapital zu langsam — wird auch der Mittagstisch des unabhömmlichen Reichen und Feinschmeckers zum Träger eines einfachen, sättigenden Mahles. Die Kleidung der Männer sowohl wie der Frauen soll wieder dem Schutze vor Kälte und Witterung und zur Aufrechterhaltung der Sitte, nicht fürderhin der Mode und der Sinnenlust und der Sucht, sich ausländisch zu gebärden, dienen. Alle Außerlichkeit ist, wie wir sehen, im Begriffe abzurüsten; jeder Luxus des Berufes und des Müßigganges soll aufhören gegenüber der Militär- und Zivildienstpflicht, die jeder — Mann und Frau — dem Ganzen, dem Staat, der Nation gegenüber hat.

Die Zeit naht von selbst heran, wo man auch mit äußerer Scheidemünze nicht mehr wird. Entgelt entrichten können. Der Gedanke muß sich verflüchten, daß das Geld der einzige Gegenwert für Leistungen ist. An seine Stelle wird die natürlichere und selbstverständlichere Befriedigung des Verlangens nach Lebens- und Arbeitsmöglichkeit treten. Kriegssentschädigung nicht in Geld, sondern in Betätigungs- und damit Glücksmöglichkeit wird immer stärker in den Gesichtskreis des wahrhaft siegenden Volkes treten. Arbeit aber ist Leben, wenn es freie, das heißt aus dem Inneren kommende Arbeit ist: Der Mensch muß sich betätigen; Handwerker und Geistesarbeiter Gottes auf Erden zu sein, das ist nun mal seine Bestimmung und seine Berufung, in ihr liegt der Grund seiner Freiheit, seiner Sittlichkeit und seines Glückes. Darum schaffet, während alles Unwesentliche und alles Nebensächliche zu Boden sinkt,

während die Zeit selbst aufräumt mit all dem Plunder von seelenloser Erwerbshegerei, freie Arbeitsmöglichkeiten für Männer und für Frauen, dann werdet ihr, die ihr berufen seid, an führender Stelle des Volkes zu stehen, wieder freie, frohe, deutsche Menschen, Heldenväter und Heldennütter schaffen und den Krämer-, Bucher- und Händlergeist vertreiben und ertöten!

Menschen müssen aus diesem Kriege hervorgehen, die dankbarst Gottes köstliche Natur in sich aufnehmen, denen die Sonntagsstille reicherer Gewinn ist für des Tages Mühen, als das Hocken in den Kneipen und das Bertun ihrer Zeit in betäubendem Spiel und berauschemdendem Trunk. Kinder müssen wieder aufwachsen, die nicht in verbrauchte Häuser und staubige Straßen starren, um Sklavenlohn an der Vermehrung des Verdienstes teilnehmen, sondern die von Hause fortspringen dürfen, ihre Füße in den Bach hängen, ihr Auge zum Himmel richten, ihre Herzen dem Großen und Erhabenen weit aufstun. Diese Menschen werden hineinlachen in die düsteren Mienen derer, die nicht aufhören wollen, um die im Kampfe Gefallenen zu trauern, sie werden in die Stuben immerlich verarmter und veralteter Menschen hineinplagen, sie werden den uralten Tatensinn des Lebens in sich verkörpern und davon lebendiges Zeugnis ablegen. Sie werden all die verächtlich machen, die die Erwerbswerte über die Lebenswerte, erborgten über ursprünglichen Glanz stellen wollen, sie werden Diener der edlen Armut sein, die im Leben den Reichtum wirklicher Gaben empfindet.

Ein einziges wirksames Mittel gibt es, uns auf diesem Wege trotz des erbitterten Widerstandes des alten Systemes vorwärts zu bringen, das wir deshalb immer wieder von neuem zu stärken und zu kräftigen versuchen

müssen. Dies Mittel ist der Glaube, nicht nur an die jenseits von Glück und Unglück liegende Pflicht zum Leben, sondern auch der Glaube an ein bestimmtes, uns aufgegebenes Leben.

Dieser Gedanke ist schon berührt worden, als darauf hingewiesen werden mußte, wie man mit einem leeren Verstandesbegriffe „Mensch“ oder „Menschheit“, das Lebensrecht des einzelnen Menschen und der einzelnen Nation fortzudisputieren suchte, um damit die kraftvollen, oft einseitigen Lebensbetätigungen fortzudrängen, ihnen das Behauptungsrecht abzuspochen und für eine allgemeine Erwerbs- und Genußgemeinschaft die Bahn frei zu bekommen. Diese Disputationskunst hat unsagbares Unheil über die Menschen gebracht, sie hat sie für die bunte Freude des Lebens blind gemacht. Sie hat die Welt verödet, hat aus Menschen Erwerbsindividuen, aus Staaten und Völkern Wirtschaftsgemeinschaften, aus der Ehe Gütergenossenschaften zu machen versucht. Sie hat alles, was Leben ist, aneinander geheßt im Wettrennen nach den einzigen „erstrebenswerten Gütern“ der Welt. Diese Disputationskunst hat es zuwege gebracht, daß das lebendige Kulturbewußtsein uranfänglich gleichartiger Elemente ins Schwinden geraten ist. Hier liegen die tiefsten Wurzeln des Unheiles, das über die Welt gekommen ist. Anstatt die Verschiedenheiten gelten zu lassen und darüber hinaus nach Treffpunkten zu suchen, hat man die Verschiedenheit weggelogen und zur Einheit den blutvergießenden Mammon gesetzt.

Wir müssen, um aus diesem gräßlichen Tiefstande wieder herauszukommen, an ein bestimmtes, uns aufgegebenes, oder sagen wir gleich richtiger, uns auferlegtes Leben glauben. Mit dieser Forderung aber wird eine der tiefsten Seiten der philosophischen und

theologischen Spekulation aller Zeiten berührt; hier wird gefragt nach dem Sinn und Wert und nach den inneren Bestimmungsgründen des Lebens. Der Verstand kann uns darüber keine Auskunft geben; er kann uns nur zeigen, daß das, was uns von anderer Seite her geoffenbart wird, ihm selbst und der verständigen Einsicht nicht widerspricht. Wir müssen unsere Herzen dieser Sprache der geschichtlichen und der täglichen Offenbarung öffnen. Die Sprache dieser Offenbarung ist nun allerdings so gewaltig und eindringlich, daß es verwunderlich erscheint, wie man sie hat überhören können. Haben wir wirklich so vertrocknete Herzen, daß in sie die Töne dieser Sprache nicht mehr eingehen wollen und mögen? Das ganze Leben in der Natur und das ganze im letzten Jahrhundert so sorgfältig kargelegte Gebiet der Geschichte ist eine einzige große Predigt von dieser Offenbarwerdung des Unbegreiflichen, dem Verstande niemals Zugänglichen, seiner Mittel Spottendes. An allen Ecken und Enden der von uns erlebten Welt tritt der ewige Geist, das sich Gleichbleibende, die Weltvernunft, die Gottheit in anderer, verschiedenartiger für uns ganz unfaßbarer und unausschöpfbarer Form hervor. Das war für Goethe das ihm immer wieder entgegenkommende Evangelium, das er aus der Natur, aus der Kunst, aus allen großen Menschen heraushörte. Weit hinter dieser Mannigfaltigkeit, hinter diesem „Unzulänglichen“ ahnte er die große Einheit, für die all das Mannigfaltige nur ein „Gleichnis“ sein kann. Das war es, was ihn zu spöttischem Scherze und Hohne gegen die klügelnden Philosophaster aufrief, die im Umkreise des menschlichen Erlebens nach diesem Grunde der Einheit herumsuchten, weil ihr Geist zu arm, zu sehr in spanische Stiefeln ein-

geschnürt ist, um die gesegnete Fülle des Daseins in sich aufzunehmen.

Hat wohl schon jemals ein Mensch angeben können, weshalb die Biene eine Biene ist, weshalb der Baum ein Baum ist?! Wundertaten sind es und werden es für uns bleiben. Aber das eine sehen und erkennen wir überall mit unserem kurzen Verstande und mit unseren trüben Augen, daß die Biene Biene sein will, daß der Baum alle in ihm uranfänglich nun einmal vorhandenen Eigentümlichkeiten zur Entfaltung bringen will und bringen muß. Alles will das sein und werden, was es von Anfang an ist. Nichts setzt sich dabei, soweit wir sehen über die Bedingungen und Schranken seines Seins hinfort, sondern es bejaht diese Schranken, innerhalb ihrer Grenzen fühlt es seine Macht und sein Recht zu werden.

Auch der Mensch kann und darf es nicht anders tun. Auch er muß das sein wollen, was er nun einmal ist von Urbeginn; er muß es ganz sein, er muß es aus innerstem eigenstem Antriebe sein, er muß sich innerhalb der festen Grenzen, in die sein Wesen eingespannt ist und die überall sichtbar werden, vollenden wollen. Dieser Wille aber ist bei ihm nicht nur dunkler Drang, sondern es drängt in ihm sein eigenes Ich zur Selbsterfassung, zu einem zielbewußten Willen. Er darf nicht nur das stumme Werkzeug Gottes, des sich offenbarenden Weltgeistes sein, er muß sich als selbstschaffendes, am Weltgeist teilnehmendes, sich selbst erfüllenwollendes Wesen wissen. Dieses Wissen von sich selbst, von seinen Schranken und Bedingungen ist aber kein abstraktes, sondern ein konkretes, ein lebendiges Wissen: es ist die innerste Harmonie all seiner seelischen Kräfte, wie sie sich dem Bewußtsein kundtut, und das eben ist der Glauben, der

festen, aus seinem Wesen emporwachsenden Grund, in dem er verankert sein muß, wenn er nicht selbstvergessen herumirren will in der endlosen Weite der Welt. Der Mensch muß glauben an die ihm auferlegte Pflicht und Lebensaufgabe, im Glauben muß sein Wollen und sein Tun verankert sein, im Glauben, werden zu können, was er von Anfang an sein soll.

Dieser Glaube kann eine feste Lebensstütze nur sein, wenn es ein wirklicher Glaube, ein Glaube an etwas ist, an etwas von der Seele Erfassbares und Greifbares, der Glaube an etwas Bestimmtes, das die Pflicht zur Pflicht machte, das das zu Erfüllende einsetzte und bestimmte. Deshalb ist der lebensstarke, werteschaaffende Mensch nicht ohne Glauben an einen Gesetzgeber und Schöpfer der Welt, an einen guten und gerechten Gott möglich und denkbar. Der Glaube an Gott ist das starke Seil, an dem sich alle tatenfrohen Menschen gehalten. Er ist der starke Hort, aus dem Kraft kommt, die auferlegte Einseitigkeit zu behaupten, die erbärmlichen Menschen zu verachten, die glaubensarm nach den Scheinwerten des Lebens haschen und den verfolgen, der ihrem Gewissen ein furchtbares Gericht und eine peinliche Bußpredigt ist. Ohne Glauben an Gott kein Sokrates und kein Platon, kein Augustinus und kein Luther. Ohne Glauben an Gott kein großer und edler Fürst und kein entschlossener, festwurzelnder Staatsmann. Ohne Glauben an Gott kein wahrer Vater und keine treue Mutter. Ohne Glauben an Gott keine Kindesliebe und keine Erziehung. Ohne Glauben an Gott keine echte Familie und keine zukunftsichere Nation. Ohne Glauben an Gott keine große, Ewigkeitswerte bergende geistige Tat!

Im tiefinnersten Glauben an Gott werden auch wir das uns als deutschen, deutschseinsollenden Menschen auferlegte schwere Schicksal ertragen, das den Tod in unsere Häuser hineinführt und uns das Beste und Schönste fortnimmt. Im Glauben an Gott wollen wir die ganze Eindeutigkeit und Einseitigkeit der Verpflichtung auf uns nehmen, deutsches Leben — physisches und geistiges — zu pflanzen, zu pflegen und zu behaupten. Nichts von all dem fruchtlosen Geschwätz soll uns um dieses Pflichtbewußtsein bringen, die Nationen seien im Grunde alle gleich, es handle sich um eine internationale Erwerbsgemeinschaft, um Weltfrieden und Weltphrasen. Wir wissen es, daß es Verräter, Mietlinge, Söldlinge, Wurzellose, nach allen Seiten Schwankende sind, die so reden. Um der Lebendigkeit des von Gott gewollten Deutschtums willen erleiden wir den großen Schmerz, um feinetwillen bejahen wir angesichts der Totenhügel das Leben und geloben wir durch alle Schickungen hindurch, an der Starkwerdung und Vollendung des deutschen Volkes zu bauen, mögen andere Völker mit uns oder gegen uns gehen, aufsteigen oder zusammenbrechen.

So predigen uns unsere Toten eine schlichte und ernste Weisheit: „Fürchtet euch nicht, sondern glaubet nur! Glaubet an euch selbst, an den Wert des Lebens und an die Gerechtigkeit und Gnade Gottes! Dann werdet ihr den Weg von unseren Gräbern zurück zur Lebensfreude finden; dann werdet ihr bejahen und nicht verneinen; dann werdet ihr uns lebendige, nicht aus Gerümpel gehäufte Denkmäler setzen; dann werdet ihr unsere stummen, wortlosen, aber eindringlichen und flehenden Bitten erfüllen; dann wird unser Tod am Anfang einer neuen Zeit stehen; dann wird offenbar

werden, daß wir um der Vollendung einer großen, unserem Volke auferlegten Aufgabe gestorben sind!“ — Und wenn wir es auch nicht in dürren Begriffen beschreiben, aussprechen können, was das für eine Aufgabe im besonderen ist, wie die Zukunft unseres Volkes auszusehen hat, ahnungsvoll glauben können wir es, wie es der Dichter Friedrich Lienhardt tat, als er den Vers in seinem „Gruß an die Stillen“ hinschrieb:

Bleibt still und stark, bleibt stark und still,
Der über den Sternen weiß, was er will.
Schmieden will er aus Born und Zucht
Ein Volk der Würde, ein Volk der Wucht.

So wollen wir in der Erinnerung an die Gefallenen tief gebeugt von bitterstem Weh, zerknirscht von dem Bewußtsein der eigenen Mitschuld an dem unheimlichen Wettrennen nach den äußeren Gütern des Lebens, aber fest glaubend an die Zukunft unseres Volkes und die Hilfe, die uns von oben zuteil wird, einen heimlichen Bund von dem Wert des Deutschtums durchdrungener Männer und Frauen schließen, einen Bund von Bekennern, aber auch von Verkündern, Predigern des neuen Evangeliums der deutschen Tat. Unser Blick wird sich weiten und unsere Kraft wird in dem Bewußtsein wachsen, der Verpflichtung gegen die Toten nachzukommen, wenn wir ausharren, bis wir die äußeren Grenzen der Heimat den primitivsten Forderungen gemäß neu zu bauen vermögen, so daß die Toten Heimatrecht und das Deutschtum ein sicheres Haus auf Erden hat, und bis sich die inneren Stützpfeiler zu festigen anfangen und die Wucherpflanze des Mammons zertreten ist.

Unausprechliches und Unbeschreibliches hat der Krieg von uns gefordert, fordert er gegenwärtig und wird er

noch weit über einen ganz in der Ferne schwebenden Friedensschluß hinaus fordern. Für diese Prüfungszeit aber sollen die Worte gelten dürfen, mit denen Goethe die Tragödie vom Menschen, den „Faust“ beschloß, und die an den Anfang dieser Betrachtung gestellt wurden, den Weg uns weisend durch die Finsternis:

„Das Unbeschreibliche, hier wird's getan!“



Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig, Inselstraße 10

Soeben erschienen:

Deutscher Geist

Einige Blätter aus meinem Feldtagebuch

von

Ernst Lohmann

Pfarrer in Falkenberg i. d. Mark

*

Inhalt:

Auf dem Marsch — Die 43. Infanteriebrigade bei Stierbieszow
Etwas „Alltägliches“ aus unserem Soldatenleben — Unser Kamerad B.
Der Bugübergang, 16. August — Auf Posten
Auf dem Schlachtfeld von Budka — Wollen und Werden — Führer
Inneres Besinnen — Bettler oder Könige — Der kommende Tag
Die Verdenden — Unser Volk

*

Preis 1 Mark

Verlagsbuchhandlung Theodor Welcher, Leipzig, Inselftraße 10

Maß, Konrad, Oberbürgermeister, Wofür sie

starben Ein Weckruf zu sozialer Arbeit. 1916. VIII
und 141 Seiten. 8°. Geheftet M. 2.50,
gebunden M. 3.50.

Aus dem Geleitwort: „Der Sieg in dem großen Völkerringen ist unser Mögen die Feinde noch so sehr in prahlerischen Reden sich gegen diese Erkenntnis sträuben: unsere Waffenerfolge strafen sie Lügen. Ströme kostbarsten Blutes sind geflossen; willig hat das deutsche Volk sein Bestes, seine Jugend, geopfert. Das ganze Volk, so zerrissen und zerklüftet es schien, schloß sich unter dem eisernen Zwange der Not zusammen. Diese prachtvolle Einigkeit kann und wird aber nicht dauernd bleiben; dazu sind die Gegensätze zu schroff, ist die Klust, die das Volk vom Volke scheidet, zu tief. Der Kampf der Parteien und verschiedenen wirtschaftlichen Richtungen wird und muß nach dem Kriege wieder entbrennen. Wir müssen aber dafür sorgen, daß er nicht wieder die gehässigen Formen annimmt wie früher. Und das ist möglich, wenn wir uns mehr auf das Gemeinsame, die deutsche Grundlage unserer Kultur besinnen, die uns alle, hoch und niedrig, arm und reich verbindet, nicht aber immer in erster Reihe betonen, was uns trennt. Diese Einigung geschieht durch gemeinsame Arbeit, zu der das ganze Volk erzogen werden muß. Es genügt nicht die Fürsorge für die im Kriege Verletzten, denen gründlich zu helfen das Volk bereits überall seinen ersten Willen betätigt, — nein, tiefer hinein in das Volk muß diese Arbeit greifen.“ Nachdem diese Gedanken in den Abschnitten „Der Riß im Volke“, „Das Ziel“, „Der Weg“ ausgeführt werden, wird in den Abschnitten „Gesundheitliche und wirtschaftliche Förderung“, „Geistige Schulung“, „Seelische Beeinflussung“, „Von Mensch zu Mensch“, „Deutsche Frauen, deutsche Jugend“ gezeigt, in welcher Weise diese Einigungsarbeit, die wahre soziale Arbeit, zu der ein jeder berufen ist, im einzelnen durchgeführt werden kann.

Das „Kommunalblatt für Ehrenbeamte“ beurteilt das Buch in der Nummer vom 15. 12. wie folgt: „Das Buch ist für das gestellte Thema das prächtigste, welches es weit und breit existiert, es ist so überzeugend und in einem so warmherzigen Tone geschrieben, daß es geradezu faszinierend wirkt. Das Buch nicht besitzen, heißt sich selbst den größten Schaden zufügen, alle müssen es lesen, bei keiner Behörde darf es fehlen, ein Buch, das inhaltlich überragend ist.“

Merbach, Dr. H., Die Slawenkriege des

deutschen Volkes Ein nationales Handbuch. 1914.
VIII und 238 Seiten. gr. 6°.

Geheftet M. 3.60, gebunden M. 4.—

I. Von der Urzeit bis zum Tode König Heinrichs. II. Die Ottonen. III. Kaiser Heinrichs II. Polenkriege. IV. Die Zeit der rheinfränkischen Kaiser. V. Von Kaiser Lothar bis zum 13. Jahrhundert. VI. Das 15. und 16. Jahrhundert.
VII. Brandenburg-Preußen.

Möge es bei alt und jung, bei hoch und niedrig in dieser großen und schweren Zeit wieder lebendig werden, um Tausende von Herzen zu stärken und zu erheben!

„Alldeutsche Blätter“, 1914, Nr. 39.

Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig, Inselstraße 10

Partei, Die, der Zukunft Von einem Deutschen.
1914. V u. 245 S.

8°. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.—

**Ritter, Alb., (K. von Winterstetten), Das
Nibelungenjahr** Kulturroman aus der Zeit der
Hohenstaufen. 2. Auflage. 1912.

389 Seiten. 8°. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Zu der Durchbringung und Beherrschung eines großen historischen Stoffes, im dichterischen Blick und Gedanken, in der Verwertung und Vertiefung des wissenschaftlichen Materials, in der klaren und schönen Epik der Schilderungen, die ein Zeitalter mit seinen Sitten beleben, und im Stil, der sehr rein ist und die deutsche Sprache bereichert, aber nicht verschönkelt, erinnert das „Nibelungenjahr“ an Scheffels Ekkehard. Das Zeitproblem Ritters ist bedeutamer als das Scheffels — und ich schätze wirklich den geschichtlichen Gewinn diesmal hoch, trotz der unabhängigen Eigenrechte der Dichtung. Ritter hat seinem kleinen Heimatlande zwischen dem Arlberg und dem Bodensee ein Denkmal stolzer Liebe gesetzt.

Herm. Dienzl im „Tag“ Nr. 120, 1912.

— **Der wahre Gott und seine Tafeln** ~

1912. VI und 130 Seiten. 8°. Pappband M. 2.—

**Vietinghoff, gen. Scheel, Leopold von,
Die Sicherheiten der deutschen Zukunft**

1914. 6. und 7. Tausend. 50 Pf.

„... Jeder, dem es nicht vergönnt ist, auf dem Schlachtfelde für Deutschlands Dasein zu kämpfen, der hat — wenn anders er an den Geschicken seines Vaterlandes wirklich teilnimmt — die heilige Pflicht, von dieser Schrift Kenntnis zu nehmen und ihr gemäß zu handeln, das heißt, an seinem Teile mit all seinen Kräften mitzukämpfen für den Sieg ihrer Ideen: für die Erfüllung der Grundforderung der deutschen Nation.“

Ostdeutsche Rundschau, 6. Juni 1915.

Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig, Inselftraße 10

Westerich, Thomas, Das Jugendgeleit-

buch „Gedenke, daß du ein Deutscher bist“. 1914.
404 Seiten. gr. 8°. Gebunden in Ganz-
leinen (mit Titelzeichnung von Franz Staffen) M. 5.—

Inhalt: Bartels Adolf, Professor, Deutsches Schrifttum. Bieber, Theobald, Eine Wanderung in das Reich altgermanischen Lebens und Glaubens. Briunner, Karl, Professor Dr., Von der Geistesnahrung niedriger Art. Driesmanns, Heinrich, Wesenswerte und Rechtsgefühle in der deutschen Sagenwelt und Frühgeschichte. Fulba, Friedr. Wilh., Die deutsche Jugendwanderbewegung und ihre Bedeutung für Heimat und Volkstum. Höffner, Joh., Deutsche Denker als Erzieher. Klingemann, Karl, Generalsuperintendent, Glaube, des deutschen Herzens Bedürfnis und Kraft. Kossinna, Gustaf, Prof. Dr., Altgermanische Kulturhöhe. Kogbe, Wilhelm, Von der Herrlichkeit deutscher Malerei. Kuhlensbed, Ludwig, Professor Dr., Vom deutschen Recht. Lihmann, Generalleutnant z. D. im Felde, Führer eines Reservekorps, Die deutsche Wehrmacht und die Weltnotwendigkeit deutsch-germanischer Kulturerhaltung. Luntowski, Adalbert, Werdet Menschen. Preuß, Eduard, Hauptmann a. D., Bismarck und die ehernen Zukunftsziele. Rentsch, Arno, Die Tonkunst, das uralte Besitztum der Deutschen. Richter, J. W. Otto, Prof. Dr., Deutschland überm Meer. Rolsz, Geh. Hofrat Prof. Dr., Deutsche Körperzucht. Schlüter, Willy, Germanische Volkslaster und ihre Bekämpfung. Schupp, Wilhelm, Baumeister, Über Bauen und Bauten in Deutschland. Westerich, Thomas, Vom Wesen des Deutschtums und seiner Stämme. Wolf, Heinrich Prof. Dr., Deutsche Geschichte. Zippelius-Horn, Dora, War wis von unsern deutschen Mädchen erwarten.

... Auf keinem Weihnachtstisch darf dieses Buch in deutschen Familien fehlen. Wo keine Kinder sind, die es als Geschenk erhalten könnten, gehört es dennoch hin, denn jeder Erwachsene liest es mit der gleichen Erbauung und dem gleichen Gewinn. — Was deutsche Art und Gesittung für die Welt sind, haben die berufenen Führer des Deutschtums in volksverständlichen Aufsätzen zu einem prächtigen Werk zusammengebracht. Wenn dieses Buch die Auflagenhöhe so mancher nichtsagender Romane erlebte, das wäre ein Glück.“

Norddeutsche Monatshefte, November 1915.

Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig, Inellstraße 10

Einhart, Deutsche Geschichte Fünfte, vermehrte Aufl.

1914. 41.—50. Tausend. Geb. M. 5.—, Geschenkausgabe geb. M. 7.50.

In einer Zeit, da mit ehernem Griffel Geschichte geschrieben wird, da das deutsche Volk in einem Kampf um seine Zukunft steht, wie er kaum jemals von ihm geführt worden ist, erscheint es doppelt und dreifach notwendig, den Blick zurück in das geschichtliche Werden und Geschehen zu lenken, aus der Vergangenheit zu lernen, was die Gegenwart für unser Volk, was die Zukunft von unserem Volke heischen mag. Zu solchem Rückblick und Ausblick kann jedoch nur ein Geschichtswerk taugen, das eine wahrhaft deutsche Geschichte schreibt, das über der Fülle der Ereignisse nicht die große Linie vergißt und das in die Würdigung der einzelnen geschichtlichen Geschehnisse nicht um ihrer selbst willen eintritt, sondern das jedes Ereignis einzig und allein unter dem Gesichtspunkte des großen, allumfassenden deutschen Gedankens zu behandeln bestrebt ist. So reich unsere geschichtliche Literatur auch ist, so treffliche Einzelwerke wir auch besitzen, — eine wirkliche deutsche Geschichte von der frühesten Zeit bis in die lebendige Gegenwart ist uns nur in Einharts Deutscher Geschichte besichert worden. Einhart erhebt keinen Anspruch darauf, sein Werk als geschichtliches Quellenwerk bewertet zu sehen, er bezeichnet es selber bescheiden nur als ein Hausbuch, obwohl es in seinem geschichtlichen Wert weit über den Rahmen eines solchen hinausgeht. Will man es jedoch als Hausbuch ansehen, nun, so ist es in dieser schicksalsgestaltenden Zeit das Hausbuch schlechthin, das in seiner Klarheit der Auffassung und Darstellung unseres geschichtlichen Werdeganges, in seiner tiefen Liebe zu Volk und Volkstum, in seiner edlen und geradezu vorbildlichen Sprache einen Ehrenplatz im Bücherschatz jedes deutschen Hauses haben sollte.

Frymann, Daniel, Wenn ich der Kaiser

wär' Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten. 1914.

XII und 270 Seiten. gr. 8°. 5. Auflage.

21.—25. Tausend. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

„Viel Feind — viel Ehr“ ist diesem Buch als Vorwort vorgedruckt. Selten wird wohl ein Buch mehr Feinde finden wie dieses. Aber noch mehr Freunde! Alles, was antinational ist, wird voller Mut gegen den Verfasser stehen, und was national denkt, wird ihm zuzubeh: Gottlob, es gibt noch ehrliche Deutsche, die ihr Vaterland lieb haben. Aus einem warmen Herzen heraus ist dieses von glühender Vaterlandsliebe getragene Buch geschrieben von einem Manne, der in die tiefsten Tiefen der politischen Umtriebe hineingeschaut hat, der jedem ins Herz gesehen und ihn gründlich geprüft hat. Das Buch ist für jeden ehrlichen Deutschen eine politische Bibel. Mit Tausenden juble auch ich dem freimütigen Verfasser zu, der es verstanden hat, edelste Begeisterung zu wecken.

A. W. in der Zeitschrift „Handel und Industrie“.

Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig, Inselftraße 10

Wisser, Dr. Ludw.; Die Germanen Beiträge
zur

Völkerkunde. Neue, den Fortschritten der Wissenschaft angepaßte und erweiterte Bearbeitung. 1913/14. Zwei Bände. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.—. Band 1 XII und 219 Seiten; Band 2 XII und 370 Seiten.

Mit der glühenden Begeisterung für die Vorzeit unseres Volkes ist der Verfasser an die Neubearbeitung seines Werkes herangetreten. Er kennt keinerlei Glaubenssätze und ist vollständig frei von jeder unbewiesenen Voraussetzung. Einzig und allein auf den Tatsachen, wie sie uns die vorurteilslose Natur und Altertumsforschung liefern, beruhen die Grundlagen des Aufbaues. Alle seit der letzten Auflage gemachten Fortschritte der Wissenschaft wurden auf gewissenhafteste vermerkt und in sachlicher Weise beurteilt. Trotzdem das Buch so auf streng wissenschaftliche Behandlung des Stoffes Anspruch macht, ist dennoch der Inhalt für jedermann verständlich geschrieben. Als ein rechtes und echtes Volksbuch will es mithelfen, überall in deutschen Landen Liebe zur Heimat, Freude an angestammter Art und Sitte, Stolz auf unsere uralte Sprache und Kunst sowie Begeisterung für die hohen Aufgaben unseres Volkstums zu wecken und zu nähren.

Wolf, Prof. Dr. H., Angewandte Kirchengeschichte Eine Erziehung zu nationalem Denken und Wollen. 1914. XV und 470 Seiten.

Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

„Auch dieses Buch wird von Ultramontanen und Konfessionellen stark angefochten werden. Es enthält aber eine solche Fülle des Materials, so begründete Folgerungen und heilsame Forderungen, daß es evangelischen Politikern, Schriftstellern, Lehrern und Theologen die besten Dienste leisten kann im Kampfe um die rechte Freiheit. Besonders der Anhang, in dem der moderne Politiker über Priester- und Laienkultur, Kirche und Volkstum, über die Fehler, die von unseren Regierungen gemacht sind, über die Kulturaufgaben des modernen Rechts, die Grenzen der Toleranz und Parität, die Trennung von Kirche und Reich und alle die schweren Probleme, die besonders in einem konfessionell gemischten Reich hervortreten, seine kirchenpolitische Stellung vertritt, zu der ihn die Geschichte und die Liebe zum Vaterland und zur christlichen Religion geführt haben, wie das Feuer und der Ernst, die über dem ganzen Buch liegen, werden dem jungen liberalen Deutschland eine Herzenserquickung sein.“

Kölnische Zeitung vom 26. Juli 1914.

Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig, Inselftraße 10

Wolf, Prof. Dr. H.; Düsseldorf, Der Unter-

schied Staats- und volksbürgerliche Erziehung während des Krieges. 1916. 138 Seiten. 8°. Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Inhalt: Die Verteilung der Welt, die „Kulturträger“ und die „franken Leute“. Um was handelt es sich in dem gegenwärtigen Weltkriege? Der Krieg als Enthüller. Hoffnungen und Aufgaben der Zukunft.

Der Verfasser sagt in dem Vorwort: „Wie sehr hat uns Deutschen der alte Erbfehler geschadet, daß wir die andern Völker nicht nur für gleichartig und ebenbürtig hielten, sondern vielfach überschätzten! Wir müssen uns des Unterschiedes bewußt werden, der abgrundtiefen Kluft, die uns von ihnen trennt.“

Das vorliegende Büchlein ist aus mehreren Kriegsvorträgen, besonders aber aus dem Kriegsunterricht auf Prima und Sekunda herausgewachsen. Es will eine Kampfschrift sein gegen die drei falschen Götter, denen auch bei uns immer mehr Altäre errichtet werden, gegen die gefährliche Dreieinheit, welche die deutsche Volksseele zu vergiften droht. Ich meine: den Mammonismus, die Scheindemokratie, die internationale Kultur. In diesem Kampf dürfen wir den Vorwurf der „Rückständigkeit“ nicht fürchten.“

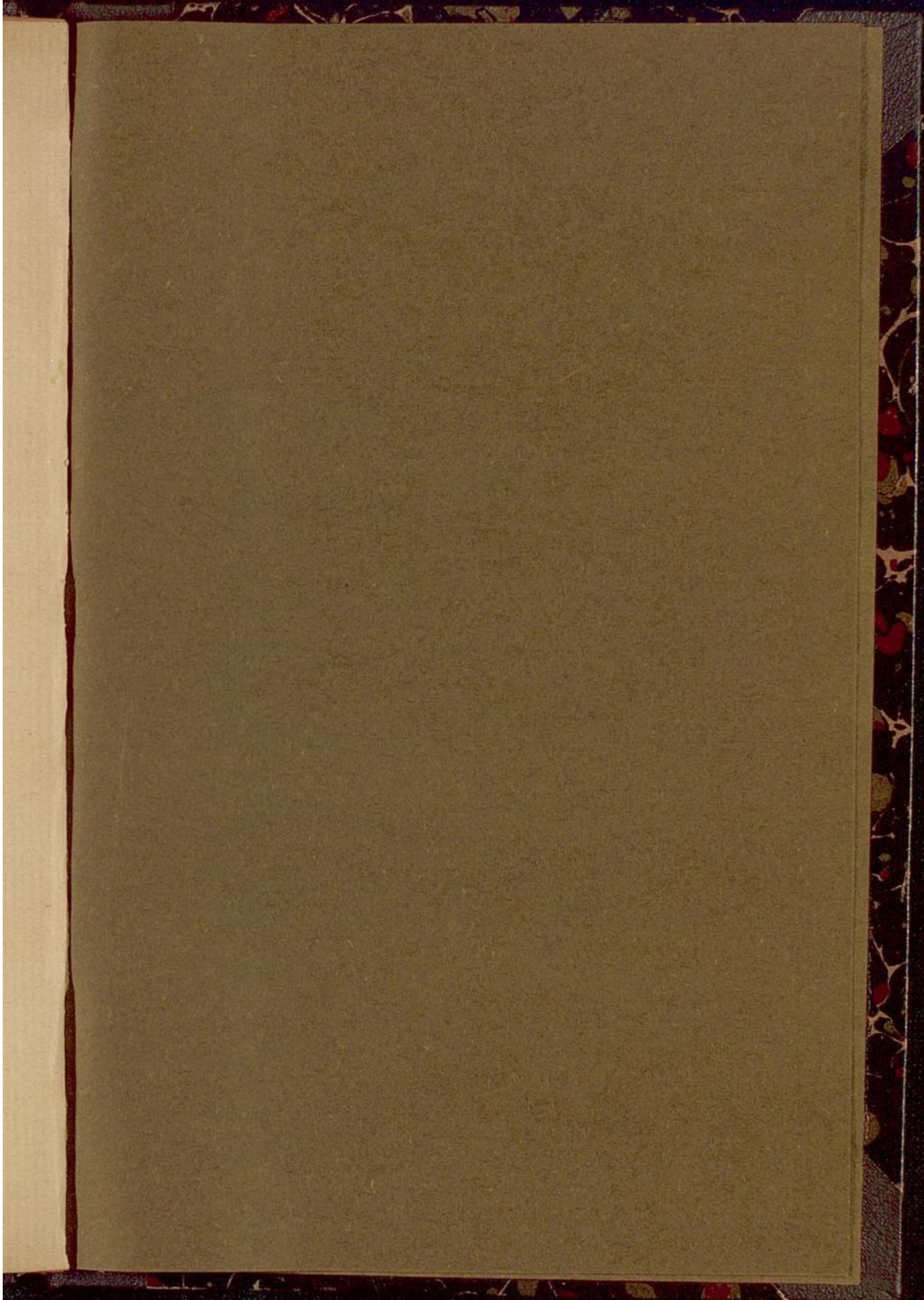
„... So empfehle ich denn das treffliche Buch, das sich würdig neben Ed. Meyers „England“ und Graf E. v. Reventlows „Der Vampyr des Festlands“ als drittes Buch im Bunde stellen darf, zum wiederholten Lesen und Benutzen nicht nur den Lehrern der deutschen höheren Schulen, insbesondere den Geschichtslehrern, denen es eine ausgezeichnete Anleitung und Anregung zur Pflege deutscher Eigenart in ihrem Unterricht bietet, sondern auch allen gebildeten Deutschen, denen es die Augen öffnet über uns selbst und über unsere Feinde.“

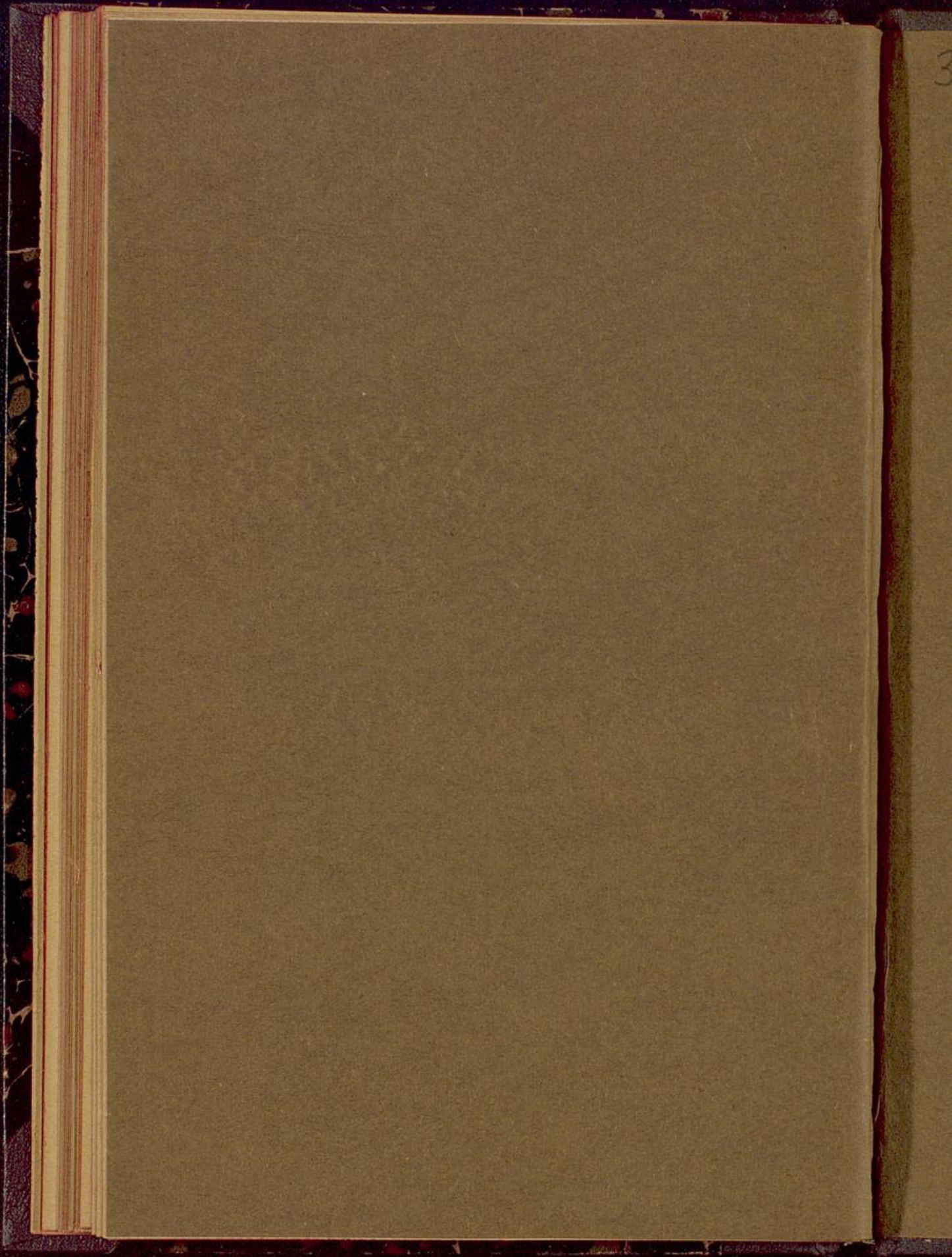
Dr. H., Geh. Studienrat

in der „Kreuzzeitung“ vom 22. September 1916.

— Angewandte Geschichte Eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen. 1914. 6.—7. Auflage. 15.—20. Tausend. 377 Seiten. Geheftet M. 4.20, gebunden M. 4.80.

Ende 1915 stand in der „Monatsschrift für höhere Schulen“ (XIV. Jahrgang) ein Aufsatz des Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrates Dr. Matthias über den Ministerialerlaß vom 2. September 1915. Darin heißt es: Wolfs Angewandte Geschichte hat für uns den Wert, daß in ihm ein Grundsatz Ausgangspunkt bildet, der wie ein Wagnerisches Leitmotiv, auch den Ministerialerlaß vom 2. September durchzieht. Dieses Leitmotiv, der Komponist des Ministerialerlasses wird mit mir übereinstimmen, ist das Motiv größerer Gruppenbildungen historischen Stoffes, um alles das, was sich als überflüssiger Ballast nicht eingruppieren läßt, auszuscheiden... Fünf Jahre vor dem Ministerialerlaß trat Wolf mit seinem Buche an die Öffentlichkeit; jetzt wird er eine gewisse Genugtuung empfinden, daß man seinen Spuren folgt... Der Geschichtserlaß verlangt Fortfall der umfangreichen Wiederholungen zur Reifeprüfung. Diesem Verlangen kommt Wolf entgegen durch die ungesuchten Wiederholungen, die in solcher Gruppenbehandlung im natürlichen Zusammenhang liegen.





3. -

BLB Karlsruhe



30 06815 1 031

30 06815 1 031



